Katechetische Handbibliothek.

Praktische Hilfsbüchlein
für
alle Seelsorger.

In Verbindung mit mehreren Katecheten herausgegeben
von
Franz Walk,
Pfarrer und Redakteur der „Katechetischen Blätter"

Zweiunddreissigstes Bändchen:

Natur und Katechismus:

Eine populäre Symbolik
für den
religiösen Unterricht

von
Joseph Michael Weber,
Pfarrer.

Mit bischöflicher Approbation.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1899.

[Fortsetzung siehe auf der dritten Seite dieses Umschlags.]

Katechetische Handbibliothek.

Praktische Hilfsbüchlein

für

alle Seelsorger.

Zweiunddreißigstes Bändchen.

Kempten.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Natur und Katechismus.

Eine populäre Symbolik

für den

religiösen Unterricht

von

Joseph Michael Weber,
Pfarrer.

Mit bischöflicher Approbation.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1899.

Imprimatur.

August. Vindel., die 27. Maji 1899.

Dr. Henle,

Vic. in spir. gen.

M. Steber, Secr.

Erklärung.

Die in dieser populären Symbolik vorkommenden Auslegungen von Schriftstellen sollen nicht als Erklärung der hl. Schrift gelten, sondern nur als Anwendungen, worauf übrigens schon der Titel „Symbolik" deutet, und soll alles in dieser Schrift Enthaltene vollkommen der Autorität des kirchlichen Lehramtes unterworfen sein.

Buch, am 4. Adventsonntag 1898.

Joseph Michael Weber, Pfarrer.

Motto: „Es war kein Geschöpf auf der Welt, das sie kennen mochte, welches nicht zu ihrer Unterweisung dienete. Auf den sichtbarlichen Dingen stieg sie als auf Sprossen einer Leiter zum unsichtbarlichen Gott auf."

Leben der hl. Radegund, Dienstmagd.

Vorrede.

Da unsere moderne Zeit ihr Augenmerk vorherrschend auf die Natur gerichtet hält, wobei leider auch vielfach versucht wird, die Natur gegen die Offenbarung auszuspielen, die Naturwissenschaft und was sich fälschlich dafür ausgibt, gegen die Kirche ins Treffen zu führen, was offen und verdeckt geschieht, so dürfte es nicht unzeitgemäß erscheinen, die Naturbeobachtung, die auch in der Volksschule schon eine Hauptrolle spielt, zur Anknüpfung für die christliche Lehre zu benützen. Durch das vorliegende Buch sollen Beispiele geboten werden, wie dies geschehen mag, namentlich wie die Natur im Lichte des Christentums gezeigt wird, was zwar eine uralte, jedoch für unsere Tage der Natur-Abgötterei speziell beachtenswerte Praxis sein dürfte. Dabei hielt es der Verfasser für

gut, nicht den eigentlichen Kinderstil anzuwenden, sondern einfach allgemein leicht verständlich zu schreiben, damit nämlich nicht die Aufsätze zu sehr in die Breite gehen, und weil doch die Katecheten nach Maßgabe ihrer Eigenart zu den Kindern sprechen, ohne sich sklavisch an Wort und Darstellung eines andern zu halten; auch soll das Buch nicht gerade nur für Schulkinder dienen, sondern ebenso für Erwachsene. Selbstverständlich ist nicht alles für alle. Die Auswahl der zur Verwendung gelangten Naturdinge ist natürlich eine willkürliche; von einer gleichmäßigen Behandlung aller Naturgebiete und aller möglichen Naturdinge kann für unsern Zweck keine Rede sein. Auch beabsichtigt der Verfasser nicht etwa eine neue Methode einzuführen; im Gegenteil warnt er junge Katecheten davor, zuviel auf einmal in Gleichnissen zu machen, damit nicht dadurch die Phantasie der Kinder verwirrt und ihnen durch Überladung der Geschmack an Gleichnissen verdorben werde; sondern nur nebenbei möge gelegentlich das gebotene Material Verwendung finden.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

Einleitung.

A. Das Gleichnis.

Im vorliegenden Buch spielt die Hauptrolle das Gleichnis. Gar manche wollen von Gleichnissen nicht viel wissen, weil sie den allbekannten, aber grundfalschen Spruch gehört haben, daß jeder Vergleich hinke. Man beachte doch die Hauptsache: das Ziel, den Zweck der Vergleichung! Die verglichenen Dinge sollen ja immer bloß in der einen und anderen *ausdrücklich bestimmten* Beziehung verglichen sein, nicht aber in jeder beliebigen Beziehung! Man darf hinter einem Gleichnis nicht mehr

suchen, als derjenige, der es gebraucht, durch dasselbe zeigen will. Die Lehrmethode des göttlichen Lehrmeisters wird niemals ein überwundener Standpunkt sein. „Ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen," sagt die hl. Schrift (Matth. 13, 34) mit Nachdruck, indem noch eigens auf die Prophezeiung des alten Testamentes hingewiesen wird: „Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen." Warum redete Christus in Gleichnissen? — In der 11. Homilie des hl. Papstes Gregor (Röm. Brevier: Commune non virginum) heißt es: „Das Himmelreich wird deswegen mit irdischen Dingen verglichen, damit der menschliche Geist von dem, was er kennt, aufsteige zu dem, was er nicht kennt" rc. Wir sollen durch das Natürliche das Übernatürliche verstehen (oder doch ahnen) lernen. Um z. B. Wesen und Bedeutung der Kirche gründlich zu verstehen, dürfen wir nur die verschiedenen Bilder überdenken, wie sie uns in der hl. Schrift, bei den Vätern, Mystikern rc. vorgestellt wird: als Braut, Mutter, Acker, Tenne, Schafstall, Hochzeitsmahl, Perle, Fischernetz, Kriegsheer, Stadt, Reich, Haus, Schiff, Weinberg u. s. f. (Kein einziges dieser Gleichnisse hinkt!) Gleichnisse sind, wenn auch oft nicht unentbehrlich, so doch

immer ein vorzügliches Bild der Belehrung. Das sehen wir namentlich bei den Mystikern, welche von Gott selbst oft durch Sinnbilder belehrt wurden. So wurde schon dem Apostelfürsten und Menschenfischer Petrus die Berufung der Heiden zur Kirche auf das einfachste und nachdrucksamste zum klaren Verständnis gebracht durch die Erscheinung eines Netzes voll verschiedenster Thiere (Apg. 10, 12). Der hl. Gertrud erschien einmal das Herz Jesu in Form eines geschwungenen Rauchfasses. Ein reicher Betrachtungsstoff!

Die hl. Mechtild sah einstens im Geiste eine Prozession, in der Christus ein weißrotes Banner trug, wodurch Makellosigkeit (weiß) verbunden mit aufopfernder Liebe (rot) als sein Wahrzeichen, dem wir folgen sollen, angedeutet war. Bei den Schriften der Mystiker sehen wir, daß so manches, was Gleichnisse kurz, klar und anziehend darstellen, ohne Gleichnis überhaupt kaum oder doch nur langatmig in mühsamer Ausbreitung dargelegt werden könnte. Breite Erklärungen vergißt man bald wieder; auch ist man froh, wenn man sie einmal hat anhören müssen, während treffliche Bilder rasch und angenehm aufklären und fest haften. Daß

ein guter Vergleich nicht als solcher auch schon ein Beweis sei, versteht sich von selbst. (Comparaison n'est pas raison.) Das soll er auch nicht sein; er kann und soll nur ein Mittel des Beweises oder vielmehr einer Erklärung sein, ein Mittel zur Einführung ins Verständnis. Das allein ist sein wahrer und eigentlicher Zweck. Das Gleichnis ist also eine Brücke vom Bekannten zum Unbekannten, wird aber sehr oft zum direkten Gegenteil mißbraucht, dazu nämlich, um als poetischer Schwulst das Verständliche unverständlich zu machen. Gerade im Christentum, wo wir vom Sinnlichen zum Übersinnlichen, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Natürlichen zum Übernatürlichen erhoben werden sollen, kommt das Gleichnis zu seiner wahren und vollsten Bedeutung. Übrigens sind Gleichnisse keine Dogmen und besteht für ihren Gebrauch naturgemäß die ausgedehnteste Freiheit.

B. Beispiele der Anwendung.

Anknüpfungspunkte für das in dieser Schrift Gebotene finden sich überall leicht.

1. Die einfachste Art, anzuknüpfen, ist die: man notiere sich die betreffenden Schriftstellen oder Aussprüche und erkläre sie zunächst mit Betonung der natürlichen Seite; dann erst gehe man auf die symbolische Bedeutung und auf sein Thema über (ähnlich den Parabeln des göttlichen Lehrers, wo ja auch das Übernatürliche an gut gezeichnete Naturbilder angeknüpft erscheint); z. B.: „Gleichwie ein Hirsch verlanget nach Wasserquellen, also verlanget meine Seele nach dir, o Gott!" heißt es in den Psalmen. Hat denn der Hirsch mehr Durst als andere Thiere, als das Reh oder der Hase oder das Pferd? Das wohl nicht; aber in heißen Ländern, wie im hl. Land, da ist gar oft großer Wassermangel, und was thun die Tiere, wenn ihnen etwas abgeht, was thut der Hirsch, wenn er fast verschmachten muß? — Er schreit. Wie schreit er? Kann der Hirsch laut schreien? Freilich, ganz besonders laut und durchdringend, so daß man es gleich über eine Stunde weit hört. Der Hirsch drückt also sein Verlangen außerordentlich kräftig aus, und darum ist er ein Sinnbild der Sehnsucht, und darum heißt es: „Gleichwie der Hirsch" ꝛc. — Wer nun, glaubt ihr, hat das heftigste Verlangen nach Gott? Antwort: Diejenigen, die als Kinder

Gottes gestorben, aber noch nicht bei Gott im Himmel sind, weil sie noch für Sünden zu büßen haben: die armen Seelen 2c. — „Wie eine Blume des Grases wird der Reiche (Reichtum) vergehen." So schön und herrlich die Blumen sind, so haben sie doch das an sich, daß sie gar nicht dauerhaft sind. Ihre Schönheit geht schnell vorüber. Deswegen ist die Blume ein Sinnbild der Vergänglichkeit. Wie mit den Blumen, so geht es mit allen vergänglichen Gütern, mit Reichtum, Schönheit, Kraft, Gesundheit und mit dem menschlichen Leben selbst 2c. 2c. — „Von nun an wirst du Menschen fangen," sagte einmal der göttliche Heiland zu Petrus. Warum so? Was hat denn Petrus vorher gefangen? — Fische! Jetzt sollte er Menschen fischen, d. h. aus dem Wasser der Welt ins Reich Gottes bringen. In den ersten christlichen Zeiten nannten sich die Christen „Fischlein". Warum? (Die Taufe) 2c. 2c.

2. Der Katechet kann namentlich mit Vorteil anknüpfen an Bilder (Altarbilder, Bilder des Schulzimmers, selbst mitgebrachte Bilder), sowie an vorhandene Gegenstände oder Zustände, z. B.: Kinder, was ist das für ein Tier? Wie ist dieses Tier? Soll der Christ auch so sein

wie dieses Tier? Warum? Was sagt die Schrift von diesem Tiere? 2c. — Habt ihr dieses Tier da auf der Schultabelle nicht auch in der Kirche schon gesehen? bei welchen Heiligen und warum da? 2c. — Zu welchem Naturreich gehört euer Schreibgriffel? Ist er ein Metall oder ein Stein? Ein Griffel kostet nicht viel; es gibt aber Steine, die so viel kosten, daß manchen Stein ein ganzes Dorf nicht zahlen könnte. Was sind das für kostbare, edle Steine? Mit einem Edelstein vergleicht man die christliche Seele wegen ihrer Kostbarkeit und Schönheit 2c.

3. Die beste Art Anknüpfung wäre die an den gerade treffenden profanen Stoff des Schul-Lesebuchs, z. B.: Wer kann das Gedicht: „Schöne Silberblüte" 2c. im Lesebuch? Welche Blume ist da gemeint? Die Lilie. Hat der göttliche Heiland nicht auch einmal etwas von den Lilien auf dem Felde gesagt? 2c. — In eurem Lesebuch heißt es vom Gold, es sei das edelste Metall und finde sich schon im allerreinsten Zustand in der Natur vor. Darum ist das Gold ein Sinnbild der Vollkommenheit 2c. — Ihr leset gerade vom Regenbogen. Ist der Regenbogen ein Wunder? Nein, Gott hat die Natur so

herrlich geordnet. . . . Hat der Regenbogen aber nicht doch eine höhere Bedeutung? Ja, das hat Gott selbst erklärt 2c. 2c.

4. Bei der Fragestellung kann man sich bezüglich der Gleichnisse folgender Formen bedienen: Welche Sinnbilder haben die vier Evangelisten? — Unter welchem Sinnbild ist Gott dem Moses in der Wüste erschienen, und in welcher Gestalt der hl. Geist am Pfingstfeste? — Welches Sinnbild, welches großartige Naturbild hat Gott gegeben als Zeichen seines Bundes mit uns? (Regenbogen.) — Welche Bilder aus der Natur hat die hl. Schrift, um den Teufel zu bezeichnen? (Schlange, Krokodil, Frosch.) — Wieviel Sternlein hat der Heiligenschein der Himmelskönigin? Warum? — Welche Bedeutung hat der Weihrauch? — Wodurch wird das Gebet versinnbildet? — Welcher Vogel ist ein Sinnbild der Erhabenheit? Warum? (Adler). — Welches Blümlein gilt als Sinnbild der Demut? (Veilchen). — Was für ein Thier versinnbildet dem Christen die Sehnsucht nach Gott? (Hirsch.) — Welches Gleichnis gebraucht Jesus Christus für die Schnelligkeit seiner zweiten Ankunft?

(Blitz.) — Welches Gleichnis und Vorbild des alten Testamentes gibt es für die Auferstehung Christi? („Das Zeichen des Jonas.“) — Welches Gleichnis von der Erneuerung des Geistes habe ich euch gesagt? (Verjüngung des Adlers.) — Weißt du ein Sinnbild der Standhaftigkeit aus dem Pflanzenreich? (Eiche.) — Womit kann man den christlichen Glauben nach seinen Eigenschaften vergleichen? (Gold.) — Welchem Tiere vergleichbar ist der Zaghafte? (Hase.) — Welchem Metalle muß unser Herz gleichen? (Dem edelsten!) — Wovon ist der Wind ein Sinnbild? (Richtigkeit.) — Was bedeutet die grüne Farbe eines Meßgewandes? (Wachstum.) — Was die blaue der Beichtstola? (Demut.) — Was sagt uns die Lilie einiger Heiligen? — Nenne mir einen Kirchenvater, der die Taube als Kennzeichen hat! (Gregorius.) — Was bedeutet die Taube bei der hl. Scholastika? (Ihre Seele.) — Warum hat der hl. Ambrosius einen Bienenkorb? (Fleiß.) — Worauf deutet der Palmzweig der hl. Agnes? (Martyrtod.) — Darf ein Maler die hl. Mutter Anna mit einer Lilie oder mit einem Palmzweig in der

Hand malen? Warum nicht? — Welcher Heilige wird mit der Sonne dargestellt? (Thomas von Aquin.) — Wenn es in unserm Gebetbuch („Laudate") heißt, die Majestät Gottes sei „unter dieser Wolke des Brodes verhüllt": was ist da gemeint? —

Adler.

1. Der Adler als Raubvogel. Menschen, wenigstens erwachsene, greift der Adler nicht leicht an; aber über Menschenleichen macht er sich gleich her, wenn er beikommen kann. Im Altertum begrub man hingerichtete Verbrecher aus Abscheu gar nicht, und ihre Leiche, ihr Aas, wurde von den Raubvögeln gefressen. Darum heißt es bei Matthäus 24, 28: „Wo immer ein Aas ist, da versammeln sich auch die Adler." (Vergl. Job 39, 30.) In den Sprüchen 30, 17 heißt es: „Ein Aug', das seinen Vater verspottet und die Geburt seiner Mutter verachtet, das sollen die Bachraben aushacken und die jungen Adler fressen;" das will sagen: Wer seine Eltern nicht ehrt, soll einen Tod sterben, daß ihn die Raubvögel verzehren; grausam und unwiederbringlich soll er sein Glück verlieren. Die Grau-

samkeit des hereinbrechenden Unglückes bedeutet der Rabe („Rabenmutter"), die Unwiederbringlichkeit des verlorenen Glückes bedeutet das Gefressenwerden des Auges durch junge Adler, welche nämlich in sehr hohen, unnahbaren Felsenklüften ihre Nester haben. (Siehe Job 39, 27 ꝛc.) Von Raubvögeln angegriffen werden, das kann einem in unsern Gegenden heutzutag nicht leicht zustoßen (höchstens etwa verunglückten Bergsteigern); aber in die Hölle kommen kann jeder leicht, und dort erfüllen sich ewig die Strafgerichte Gottes, wie sie in der hl. Schrift angekündigt sind. Da wird es manchem ähnlich ergehen wie dem Prometheus. In einem heidnischen Märchen heißt es nämlich, es habe der Donnergott Zeus den Prometheus an einen Felsen geschmiedet und habe dann einen Adler geschickt, der täglich von der Leber des Prometheus fraß; aber die Leber sei immer wieder nachgewachsen und Prometheus nicht gestorben. Das ist zwar ein eitles Märchen, aber es enthält ein merkwürdiges Sinnbild, nämlich ein Sinnbild der Hölle. Dort ist der Verdammte gefesselt und gemartert, kann aber nicht sterben, sondern lebt und leidet ewig.

2. Der Adler als Sinnbild der Schnelligkeit. Im II. Buch der Könige 1, 23 heißt es von Saul und Jonathas: „Schneller waren sie denn Adler, stärker denn Löwen.“ Das sind durch die Gaben des hl. Geistes alle Christen. Sie sind schnell und stark in der Erkenntnis und Übung des Wahren und Guten, schneller und stärker als im Heidentum die größten Weltweisen. Denken wir nur an die Wirksamkeit der hl. Apostel seit dem Pfingstfeste! An mehreren Stellen der hl. Schrift (Jerem. 48, 40 u. 49, 22; Ezech. 17, 3; Oseas 8, 1) wird Nabuchodonosor, König von Babylon, mit einem Adler verglichen wegen der Schnelligkeit, mit der er das Judenland erobert und die Juden in die Babylonische Gefangenschaft abgeführt hat. Diese Propheten hatten es vorausgesagt; aber die Juden hatten es immer nicht glauben wollen und sich nicht bekehrt, bis endlich Gott den Nabuchodonosor hat über sie kommen lassen. Das ging dann auf einmal wie im Flug. „Seine Reiter kommen aus der Ferne, fliegen wie Adler, die da stürzen auf den Fraß,“ heißt es bei Habakuk 1, 8, und im V. Buch Mosis 28, 29: „Der Herr wird ein Volk über dich herführen aus der Ferne, von den äußersten Grenzen der Erde, das

mit dem Fluge des Adlers dahinstürzt." — Bei den alten Römern hatte man statt Kriegsfahnen bloß Stangen, Schäfte, auf denen oben eine Adlerfigur saß. Das hat in der Neuzeit (1804) Napoleon I., Kaiser der Franzosen, wieder nachgeahmt. Die Fahnen wurden abgeschafft und solche Adler eingeführt. Napoleon machte rasch große Eroberungen, alles zitterte vor seinem Namen; fast ganz Europa mußte thun, was er haben wollte. Er nahm sogar den Papst gefangen und wollte ihn zwingen, daß er ihn widerrechtlich zum (römischen) Kaiser kröne. Napoleon krönte sich dann selbst zum Kaiser; aber „wer sich selbst erhöht, wird erniedriget werden". Er wurde in wenig Jahren vollständig besiegt und gefangen und mußte in der Verbannung auf einer Insel sterben. Schnell war er hoch gestiegen und ebenso schnell tief gefallen. Er, der so viele unschuldig verfolgte, hätte zuletzt auch sagen können, wie es in den Klageliedern Jeremias 4, 19 heißt: „Schneller waren unsere Verfolger als die Adler unterm Himmel." In drei Vierteljahren verlor er in Rußland (1812) über eine halbe Million Soldaten durch Kälte, Krankheiten und in Gefechten, und zwei Jahre später war er als Kaiser abgesetzt und verbannt.

Napoleon fragte nach Gott und der Welt nichts, aber Gottes Arm erreichte ihn doch. „Bautest du auch so hoch dein Nest wie ein Adler, selbst von da zög' ich dich herab, spricht der Herr" bei Jeremias 49, 16; und bei Abdias 1, 4: „Wärest du auch erhöht wie der Adler und setztest du zwischen die Sterne dein Nest: von dannen zög' ich dich herab." Gott ist langmütig, aber zuletzt bricht die Strafe oft schnell herein. „Schneller sind seine Rosse denn Adler" (Jerem. 4, 13). — Schnell kommt für uns alle das Gericht; „siehe, ich komme bald," mahnt uns Christus in der geheimen Offenbarung des hl. Johannes 3, 11; denn schnell vergeht ja überhaupt das menschliche Leben, weshalb Job ausruft: „Meine Tage fuhren hin wie ein Adler, der stürzt auf den Fraß." (Job 9, 26.)

3. Der Adler als Sinnbild der Erhabenheit. Welcher hl. Evangelist hat einen Adler neben sich? — Der hl. Johannes. Warum das? Der Adler ist ja ein Raubvogel. Antwort: Auf das kommt es hier nicht an, Geier und Falken sind auch Raubvögel; was den Adler vor jedem andern Vogel auszeichnet, ein Hauptmerkmal ist das, daß er sich am

höchsten in die Luft erhebt, daß er gleichsam der Sonne am nächsten kommt. Was den hl. Evangelisten Johannes auszeichnet, ist das, daß er sich am höchsten in der Beschauung des Göttlichen erhoben hat, höher als alle Propheten und Apostel. Darum ist auch sein Evangelium das bedeutendste Buch, das je in der Welt erschienen ist und erscheinen wird. Johannes ist einmal der berühmten hl. Jungfrau Gertrud erschienen in einem Kleide, in das lauter goldene Adler eingewoben waren.

Weil den Adler sein hoher Flug und ein scharfes Auge auszeichnet, und weil er dadurch ein Sinnbild der Erhabenheit ist, so nennt die hl. Schrift sogar die Engel „Adler". So ist bei Ezechiel 1, 10 und 10, 14 die Rede von einem Adlerangesicht der Cherubim, ebenso in der geheimen Offenbarung 4, 7, wo es heißt: „Das erste lebende Wesen glich einem Löwen, und das zweite lebende Wesen glich einem Stiere, und das dritte lebende Wesen hatte ein Angesicht wie ein Mensch, und das vierte lebende Wesen glich einem fliegenden Adler." (Siehe Löwe II, 3.) Im gleichen Buch (8, 13) schreibt Johannes: „Ich hörte die Stimme eines Adlers, der mitten durch den Himmel flog."

Ein Adler ist jeder Christ, welcher sich durch die übernatürliche Gnade über das Irdische erhebt, und welcher schon auf Erden wie im Himmel wandelt, obwohl ihm das Bleigewicht des Irdischen anhängt. Im II. Buch Mosis 19, 4 und im V. 32, 11 heißt es, Gott habe sein Volk Israel auf Adlersflügeln getragen. Das thut er noch mehr bei uns Christen. Salomon sagt in seinen Sprüchen 30, 18: „Drei Dinge kann ich nicht begreifen, und das vierte versteh' ich gar nicht: den Weg des Adlers am Himmel, den Weg der Schlange auf dem Felsen, den Weg des Schiffes mitten im Meer und den Weg des Mannes in der Jugend." Wie man nun schon die sichtbare Natur nicht begreifen kann, so noch weniger die unsichtbare Gnaden-Welt. Etwas Wunderbares und wahrhaft Übernatürliches ist ein echt christliches Leben, z. B. die Reinigkeit eines hl. Aloysius, der auch „ein Engel im Fleische" genannt wird. Gott hat auch schon die Erhabenheit einiger Heiligen über diese Welt dadurch gekennzeichnet und bestätigt, daß er sie zu Lebzeiten wunderbar vor allen Leuten in die Luft erhob. Man heißt das „Ekstase". — Daß namentlich große Heilige wie die Engel dem Adler gleichen, bestätigt die hl. Hildegard, diese

„überaus berühmte Prophetin des neuen Bundes". Sie sah in einem Gesichte eine unzählbare Schar von Engeln. „Einer unter ihnen," schreibt Hildegard, „ein Starker, rief mir zu und sprach: Ei, ei, Adler, warum schläfst du in der Wissenschaft? . . . O Juwel im Glanze, alle Adler werden dich schauen, allein die Welt wird trauern, das ewige Leben aber wird Freude haben."

4. Die Verjüngung des Adlers. Der Adler verjüngt sich durch Erneuerung des Gefieders. (Bei anderen Vögeln ist das zwar auch der Fall, fällt aber nicht so auf.) Deshalb heißt es bei Isaias 40, 31: „Die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft, befiedern sich wie Adler, laufen und werden nicht müde, gehen und werden nicht matt;" und im 102. Psalm: „Lobe, meine Seele, den Herrn, der dein Verlangen mit Gütern erfüllt, daß deine Jugend sich erneuert wie die des Adlers!" Der Christ erneuert seine Jugend und seine Kraft immerfort durch die hl. Buße. Im hl. Bußsakrament erhält man wieder neue Lebenskraft, neue Gnade; man erhält da nämlich das Jugendkleid der heiligmachenden Gnade wieder, oder es wird noch reiner und glänzender, wenn es schon da ist, und man erhält eine stärkere

Kraft der Beistandsgnade. Der Christ soll immer bußfertig sein. Der gewöhnliche Christ braucht immer Buße, und sie schadet auch dem Frömmsten und Heiligsten nichts; es haben sogar schon makellose Heilige wie Aloysius für geringe Fehler und für die Schuld anderer ein strenges Büßerleben geführt. Alles Predigen lauft schließlich auf das hinaus: „Thuet Buße, erneuert euch im Geiste eures Gemütes!" Wir müssen, wie der hl. Apostel Paulus (Ephes. 4) sagt, den alten, sündigen Menschen ablegen und den neuen, gerechten Menschen anziehen, es also ähnlich machen wie der Adler, der sein altes Federkleid ablegt und ein neues Federkleid anzieht, indem er sein Gefieder erneuert.

Affe.

1. Alle Thiere sind dem Menschen irgendwie ähnlich; sie haben wie er Kopf und Rumpf, Augen, Ohren und Nase, Herz und Magen ꝛc., nehmen Nahrung, schlafen, empfinden und dergl.; am meisten Ähnlichkeit aber hat mit ihm der Affe, so daß sogar die Dummheit aufgekommen ist, zu sagen, der Mensch selbst stamme vom Affen ab, der Affe sei eine Art Mensch, ein noch wilder, zurückgebliebener, unentwickelter Mensch. Wenn wir auch keine Offenbarung darüber hätten, woher der Mensch stammt, so wüßten wir doch soviel, daß er nicht von einem unvernünftigen Tier abstammen kann, weil ja der Mensch ein ganz anderes Wesen ist. So wenig ein Kieselsteinchen sich in einen Apfelkern verwandeln kann, und so wenig aus einem Apfelbaum anstatt Äpfel Tiere als Baumfrucht herauswachsen können, ebenso wenig kann aus dem unvernünftigen Tierreich der vernünftige Mensch sich herausentwickeln. Wenn es früher möglich ge-

wesen wäre, daß aus einem Affen ein Mensch wird, so müßte es jetzt auch noch möglich sein. Der Affe ist ein Tier wie jedes andere Tier, er hat sowenig ein Fünklein menschlichen Geist als ein Hund oder eine Gans oder eine Kuh. Die menschliche Seele ist mit Vernunft und freiem Willen begabt. Hat nun das Thier auch eine Seele? Antwort: Ja, das wohl, aber diese Tierseele ist kein vernünftiger, unsterblicher Geist wie die Menschenseele. Das Tier hat zwar ein Gedächtnis, es erinnert sich an früher Erlebtes; das Tier hat eine sogen. Einbildungskraft, es träumt beim Schlafen; das Tier hat sogar eine Art Verstand, aber alles nicht wie der Mensch; sein Gedächtnis, seine Einbildungskraft, sein Verstand, sein Gefühl gehen bloß auf sichtbare Dinge, die auf die Sinne einwirken. Das Tier kennt seinen Herrn, seinen Stall, seinen Fraß, es sucht seinen Vorteil und weicht seinem Nachteil klug aus; jedoch ist bei ihm von einem eigentlichen Denken, von einer menschlichen Überlegung und Berechnung gar keine Rede. Darum kann auch z. B. der Affe, der doch sonst so schlau sich zeigt, „auf die albernste Weise überlistet und getäuscht worden." Darum hat das Tier keine Sprache und lernt nie eine mensch-

liche Kunst; alle Dressur hat ihre engen Grenzen und ist rein äußerliches, oberflächliches Zeug, was zwar den Menschen ergötzt, dem Tiere selbst aber unnatürlich ist und bleibt. Beim Tiere gibt es in Wahrheit nicht den allergeringsten Fortschritt; wie der Vogel sein Nest vor tausend Jahren gebaut hat, genau so baut er es noch heute, und dabei bleibt es von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Nun zeigt sich aber auch, daß die Tiere in ihren Angelegenheiten schneller und sicherer das Richtige treffen als selbst der Mensch. Wenn der Mensch ein Haus bauen will, so muß er es zuerst gelernt haben. Der Spatz vermag mehr; er baut sein Nest, ohne daß er es gelernt hat. Er hat noch nie ein Nest bauen sehen und nie gehört oder gelesen, wie man es da macht, und gleich das erste mal, wenn er anfangt, trifft er's. Kranke Waldtiere finden von selbst die passende Arznei, Kräuter, die ihnen helfen, und haben doch nicht auf der Universität studiert! Die Zugvögel ziehen, wenn der Herbst kommt, in wärmere Länder, und im Frühjahre kommen sie sicheren Weges wieder zurück ohne Landkarte und ohne Kompaß. Wie die Tiere handeln, nach dem müßten sie oft gescheider sein als der

Mensch. Wie kommt es nun, daß die Tiere, obwohl sie offenbar nicht so viel Verstand haben wie der Mensch, gleichwohl sicherer als der Mensch, ja man darf sagen unfehlbar sicher, das Zweckmäßige treffen? Wie kann das Tier vernünftig handeln ohne Vernunft? Kann ohne Vernunft Vernünftiges zustande kommen? Antwort: Nein; beim unvernünftigen Tier hilft die göttliche Vernunft nach; Gott hat in seiner wunderbaren Weisheit und Allmacht dem Tiere einen Naturtrieb gegeben (Instinkt nennt man es), und durch diesen Trieb trifft das Tier von selbst das Zweckmäßige. Jedes Tier hat ein bestimmtes Gefühl, was es thun soll, und es kann nicht anders; es folgt diesem Triebe, diesem Instinkt. Dieser innere Naturtrieb reicht für das Tier vollständig aus, es braucht keine menschliche Vernunft und keinen menschlichen freien Willen.

In einem Buch steht gar: „Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte," und an einer anderen Stelle: der Affe thue nichts mit derselben Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wie ein wohlerzogener Hund. Solche Worte sind mehr nur als Spaß aufzufassen, denn im Ernste kann bei einem Tiere nie

von einer Tugend die Rede sein oder von Sorgfalt oder Gewissenhaftigkeit. Wie soll denn ein Affe oder ein Hund oder ein Schwein eine Tugend haben können oder gewissenhaft sein? Die Tiere haben ja gar kein Gewissen, sie haben gar keine unsterbliche Seele, sie haben keine menschliche Vernunft; sie wissen gar nicht, was gut und bös ist, und wissen nichts von einem Schöpfer, von Tod oder Teufel; sie haben auch gar keinen freien Willen, sondern folgen eben ihrem Naturtrieb, dem Instinkt oder etwa noch dem äußern Zwang, der Furcht. Daß der Hund treu und wachsam ist, das ist keine Tugend; das ist ihm angeboren, seine Natur ist vom Schöpfer so eingerichtet. Ebenso kann der Wolf nichts dafür, daß er ein Raubtier ist. Wenn er eine Kuh zerreißt oder gar einen Menschen, so thut er nichts Unrechtes; er ist halt ein Wolf. Darum darf man auch häßliche und giftige Tiere wie Nattern, Kröten, Spinnen so wenig quälen als ein Hündlein oder ein Schaf; sie können nichts dafür, daß sie so sind. Das Tier hat also keine menschliche Vernunft und keinen freien Willen, darum hat es auch keine Tugend und auch kein Laster.

2. Die Affen sind drollige Tiere, sie machen viel Spaß. Man sieht sie oft auf Jahrmärkten, und schon im alten Testament hat man Affen zum Spaß als Haustiere gehalten. So heißt es in der hl. Schrift (II. Paral. 9, 21): „Es fuhren die Schiffe des Königs (Salomon) nach Tharsis mit den Knechten Hirams einmal in drei Jahren und brachten von da Gold und Silber und Elfenbein und Affen und Pfauen.“ (Dasselbe III. Kön. 10, 22.) Bei uns hält man die Affen nicht, weil sie gar so boshaft sind und alles verderben 2c.

Die Affen haben das an sich, daß sie alles nachmachen. Sie setzen Hüte auf, rauchen Cigarren 2c. Der hl. Augustin sagt, der Satan sei der Affe Gottes. Der Teufel ahmt nämlich überall Gott und seine Kirche nach. Er will als Gott gleich erscheinen. So haben im alten Testament die Heiden den Götzen Brandopfer dargebracht wie die Juden dem wahren Gott. Ihre Brandopfer waren bloß auf des Teufels Eingebung hin nachgemacht. Im neuen Testament gibt es viele falsche Lehren und Religionen, die aber alle die katholische Kirche in diesem oder jenem nachäffen. Sie machen es ähnlich wie die Kirche und sagen dann, das sei

gleich, nicht bloß ähnlich. („Ähnlich“ und „gleich“ ist ein großer Unterschied.) Weil Gott wahre Propheten in die Welt gesendet hat, so hat der Teufel auch Propheten, nämlich falsche; weil Gott wahre Wunder durch Moses, die Apostel u. s. w. gewirkt hat, so wirkt der Teufel auch Wunder, nämlich falsche; besonders wird er das thun durch den Antichrist am Ende der Welt. Weil Jesus Christus Aufklärung und Freiheit und Gleichheit gebracht hat, so macht der Teufel das auch wieder nach und bringt auch Bildung, nämlich verkehrte, falsche, und eine Art Freiheit, nämlich die Zügellosigkeit, und Revolution für Gleichheit. Kurz, der Teufel äfft Gott in allem nach, aber er äfft sich selbst.

Bär.

Der Bär ist ein gewaltig starker, grober, brummiger Gesell. Er kann betrachtet werden für ein Sinnbild roher Gewalt.

1. Der Bär ist gewaltig stark. In der geheimen Offenbarung 13, 2 ist enthalten, daß der Antichrist Bärenfüße haben wird, d. h. er wird mit roher Gewalt alles zertreten, was ihm nicht gefällt. Wo er seinen Fuß hinsetzen wird, da wird alles Heilige vernichtet. (Als Gegenstück sieh Is. 52, 7. In Bezug hierauf küßt man dem Papst den Fuß.) Es ist etwas Schreckliches, wenn schlechte Menschen große Gewalt haben. Aber an der Kraft Gottes wird alle irdische Kraft zu Schanden. Wo ist der grau-

same König Antiochus, der das Volk Gottes im alten Testament und den wahren Glauben hat ausrotten wollen? Wo sind die heidnischen Kaiser Nero, Diokletian u. s. w., diese Apostel- und Papstmörder, die Hunderttausende von Christen gemartert haben, weil sie dem Glauben treu blieben? Wo sind die Revolutionstyrannen der französischen Revolution vor hundert Jahren, die alle Religion haben abschaffen wollen, und die ebenfalls Tausende ermordet haben, welche Gott und dem König treu bleiben wollten? Auch der Antichrist, wenn er kommt und herrscht, wird zuletzt schändlich auf ewig unterliegen. Die plumpe Gewalt geht vorüber; aber die Gerechtigkeit Gottes besteht ewig, wenn sie auch nicht immer gleich mit Feuer vom Himmel dareinschlägt. „Gottes Mühlen mahlen langsam," sagt das Sprüchwort. Selten kommt die Strafe Gottes augenblicklich, manchmal aber doch, wie wir dies z. B. aus dem 4. Buche der Könige 2, 24 sehen: Böse Buben verspotteten den ehrwürdigen Propheten Elisäus. Elisäus wünschte ihnen die Strafe Gottes, und sogleich kamen zwei Bären aus dem nahen Wald und zerrissen zweiundvierzig Knaben. Gott könnte es natürlich immer so machen (Weish. 11, 18), könnte jedesmal

gleich strafen; aber er thut dies selten, er läßt gern das Maß des Bösen voll werden bei einzelnen und bei ganzen Völkern. Man wundert sich manchmal, daß Gott so große Frevel in der Welt ruhig geschehen läßt; aber Gott sprach einmal zur hl. Hildegard: „Niemand unter den Menschen vermag durch das Gespei seiner Schwätzereien das Schwert meiner Rache jählings aus seiner Scheide hervorzureißen, ehe die Zeit meines Willens in der Rache kommt.“

2. Der Bär ist grob und plump. Grobheit ist zwar kein Laster, aber doch eine Untugend und schadet dem Grobian selber am meisten. Dem Christen geziemen Freundlichkeit, Bescheidenheit, Friedfertigkeit. Er soll überall lieber weniger als mehr Recht beanspruchen.

Der Prophet Isaias im alten Testament hat prophezeit (Is. 11, 7), daß im Reiche des Messias, d. h. im Christentum, Kalb und Bär friedlich neben einander weiden werden. Das ist nicht wörtlich zu verstehen, — Rinder und Bären sind und bleiben im neuen Testament, wie sie im alten gewesen sind, — sondern es bedeutet so viel als: im Christentum wird der Starke und Mächtige nicht den Schwachen bedrängen und zu

Grund richten wie bei den Heiden, sondern als seinesgleichen, als Bruder dulden und lieben. Der wahre Christ mißbraucht seine Macht niemals. Hätte er die Gewalt, die Welt aus den Angeln zu heben, so thäte er doch niemand aus Eigennutz etwas zu leid.

3. Der Bär ist brummig, unfreundlich (Sir. 25, 24). Wenn der Bär genug zu fressen hat, dann ist er nicht gar so gefährlich, obwohl ihm nie zu trauen ist. So sind auch hie und da recht unverschämte, schlechte Kinder, wenn sie einmal groß sind, gegen ihre Eltern. Wenn man nicht thut, was sie haben wollen, nicht immer Geld hergibt ꝛc., so werden sie unerträglich roh in Worten und sogar in Werken; ja, es ist schon oft vorgekommen, daß solche zu Räubern und Mördern an ihren eigenen Eltern geworden sind. Es gibt Leute, die bloß soweit gut thun, als man sie vorn und hinten mit Gewalt zwingt, wie den Tanzbären mit dem Nasenring und dem Stecken. Es ist abscheulich, wenn junge Leute so schwerfällig zum Gehorsam sind, z. B. gar nicht mehr in die Christenlehre gehen, sobald der Nasenring des gesetzlichen Schulzwanges weg ist und der Polizeistecken nicht mehr nachhilft.

4. Mit einem Bären abgebildet wird der hl. Korbinian. Die Legende erzählt Folgendes: Korbinian mußte einmal auf einer Reise nach Rom im Freien übernachten. Da zerriß ein Bär sein Last-Pferd. Nun befahl Korbinian im Namen Jesu diesem Bären, daß jetzt er, der Bär, das Lasttier mache und das Gepäck bis nach Rom trage, was der Bär auch befolgte. Einige sagen nun, das sei gar kein wirklicher Bär gewesen, sondern nur ein roher, bärenmäßiger Mensch, den der hl. Korbinian bekehrt habe. Das mag schon sein. Solche Wundererzählungen der Legende sind nicht jedesmal buchstäblich zu verstehen, und man ist nicht verpflichtet, solche Erzählungen wörtlich zu glauben, weil die Kirche sie nicht zu glauben vorstellt (anders ist es mit den Wundern der heiligen Schrift); jedoch hat man keinen Grund, alle derartigen Wunder, die von den Heiligen erzählt werden, immer gleich zu bezweifeln oder ganz zu leugnen. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Der allmächtige Gott kann auch den wilden Tieren ihre Wildheit nehmen, um auch in der Tierwelt den Sieg und Segen Jesu Christi zu kennzeichnen. Gar verschiedenfach sind die Wunder Gottes an

seinen Heiligen, und wenn auch einige Wundererzählungen aus alten Zeiten sagenhaft und unsicher scheinen, so sind anderseits zahllose auffallende Wunder im Leben der Heiligen sicher verbürgt.

Baum.

I.

In den Messen zum Leiden Christi heißt es bei der Präfation: „. . . . Ewiger Gott, der du das Heil des menschlichen Geschlechtes am Holze des Kreuzes aufgerichtet hast, damit eben da, wo der Tod entstand, das Leben wieder erstehe, und damit derjenige, der am Holze siegte, wiederum am Holze besiegt werde, durch Christum unsern Herrn" 2c. Am Holze entstand der Tod, nämlich am Holze des verbotenen Baumes im Paradiese. Von diesem Baume ist alles Übel der Welt ausgegangen: die Sünde mit allen ihren Folgen. „An welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben," hatte Gott gedroht, und das hat sich erfüllt. Gleich gestorben sind Adam und Eva dem Leibe nach nicht, aber sterblich sind sie gewesen von dem Augenblicke an, nicht mehr unsterblich wie bis zur Sünde;

gleich gestorben sind sie der Seele nach, nämlich der übernatürlichen Gnade nach, weil sie eine Todsünde begangen und also das Leben der Seele, d. i. die heiligmachende Gnade, verloren haben. Wer die heiligmachende Gnade nicht hat, der hat auch das (übernatürliche) Leben der Seele nicht, der ist für Gott tot. Am Holze ist das Leben wieder erstanden, nämlich am Holze des hl. Kreuzes durch die Erlösung; da sind Teufel und Tod besiegt worden, so daß wir das Leben der Seele, die heiligmachende Gnade, wieder erhalten haben und auch das, daß einstens eine Auferstehung des Fleisches kommt, wo wir sogar unseren eigenen Leib wieder erhalten, und zwar auf ewig. Der Teufel hat am Holze gesiegt, nämlich am verbotenen Baum; der Teufel wurde wiederum am Holze besiegt, nämlich am Kreuze durch den Opfertod Jesu Christi. Da hat die Liebe Gottes das wieder gut gemacht, was der Haß und Neid des Teufels verdorben hatte. Sogleich nach dem Sündenfall hat Gott seine Barmherzigkeit gezeigt und sogleich einen Erlöser verheißen und hat dadurch den Keim gelegt zu seiner Kirche, ihr Samenkörnlein in die Erde gesteckt; er hat die Kirche gleichsam noch unter dem verbotenen Baum

erweckt, ins Leben gerufen (das sogen. Urevangelium). Darum heißt es im hohen Lied 8, 5: „Unter dem Apfelbaum weckte ich dich.“ (Man muß sich nämlich denken, daß das Jesus Christus zu seiner Kirche sagt.)

II.

Mit Bäumen verglichen werden in der hl. Schrift öfters Könige, weil sie, alles überragend, ihren Unterthanen Schutz gewähren sollen (Dan. 4, 7; Richt. 9, 8; Jerem. 22, 15; Ezech. 31, 3). Aus einem ähnlichen Grund nennt die hl. Hildegard einen Bischof einen Baum. „Du bist ein Baum von Gott gepflanzt,“ schrieb sie an den damaligen Bischof von Trier.

III.

Mit einem Baum verglichen wird von Christus selbst die Kirche, oder genauer: sie wird verglichen mit dem winzigen Senfkörnlein, das sich zu einem Baume entwickelt, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen (Matth. 13, 32). Die Kirche Jesu Christi hat klein angefangen und ohne Lärm und weltliches Aufsehen, hat sich dann aber riesenhaft entwickelt über alle Völker des Erdkreises und bleibt bestehen durch alle Jahr=

hunderte bis zum jüngsten Tag, bis zur Wiederkunft ihres göttlichen Stifters. (Bei falschen Religionen geht es umgekehrt: anfangs großer Lärm und Spektakel und nach und nach ein stilles Verschwinden.) Der Baum der Kirche ist unvergleichlich fruchtbar; aus der katholischen Kirche gehen im Laufe der Jahrhunderte so unermeßlich viele Menschen in die ewige Seligkeit ein, daß der hl. Apostel und Evangelist Johannes, der Prophet des neuen Testamentes, in seiner geheimen Offenbarung 7, 9 schreibt: „Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen."

IV.

Mit einem Baum verglichen wird die menschliche Seele, und zwar in verschiedener Hinsicht.

1. Mit einem Baum kann man die menschliche Seele vergleichen schon wegen ihres natürlichen Wachstums, wegen ihrer Entwicklung. Wie der Baum langsam zur Fruchtbarkeit sich entwickelt, der Apfelbaum als Apfelbaum, der Nußbaum als Nußbaum, so entwickelt sich die menschliche Seele langsam zur Vernunftthätigkeit; der

Mensch kommt nicht schon mit vollem Verstand auf die Welt, sondern nach und nach erst bildet sich der menschliche Geist aus, nach und nach erst entfalten sich die Kräfte der unsterblichen Seele. Ein kleines Apfelbäumlein hat noch keine Äpfel, ein kleines Kindlein hat noch keine Gedanken, keinen Verstand; aber deswegen ist das Apfelbäumlein doch ein wahrer Apfelbaum und das Kindlein doch ein wahrer Mensch mit unsterblicher Seele. Ein Apfelbaum kommt bloß bei einem Apfelkern und ein Nußbaum bloß bei einem Nußkern; so kommt auch ein Menschenverstand bloß bei einer Menschenseele, bei einer unsterblichen Seele. Bei einem Äfflein oder Hündlein kommt nie ein menschlicher Verstand, man dürfte thun, was man wollte; warum nicht? — Weil keine Menschenseele vorhanden ist. Eine Menschenseele gibt Gott bloß dem Menschen, und entwickeln kann sich bloß da etwas, wo der Keim dazu da ist.

Auch im übernatürlichen Leben, im Gnadenleben, gibt es ein Wachstum und einen Fortschritt, der nie stillstehen soll. Darum heißt es vom Knaben Jesus, daß er zugenommen habe, wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Das sollen alle Kinder.

Alle Kinder sind wie Bäumlein, die wachsen müssen, und zwar nicht krumm, sondern gerade, dem Himmel zu. Wenn man einen jungen Baumstamm krumm wachsen läßt, dann bleibt er krumm. Ein großer Baum ändert seinen Stamm nicht mehr. „Jung gewohnt, alt gethan." (Vergl. Sprüche 22, 6.)

2. Mit einem Baum vergleicht die menschliche Seele Johannes der Täufer bei Matthäus 3, 10, insbesondere aber der göttliche Heiland selbst. „Es bringet jeglicher gute Baum gute Früchte," spricht er bei Matthäus 7, 17 bis 20, „der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen werden. Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen." Vergl. Matth. 12, 33, und Luk. 3, 9 und 6, 43 und 13, 6.

Daß der Christ nicht bloß glauben muß, sondern auch gute Werke hervorbringen, sieht man namentlich an dem Gleichnis des verdorrten Feigenbaumes (Matth. 21, 19 und Mark. 11, 13). Das Wunder, daß Jesus Christus einen

Feigenbaum plötzlich hat verdorren lassen, weil er bloß Blätter gehabt hat, aber keine Frucht, das soll nämlich nur zum Gleichnis dienen. Jesus Christus hat diesen Baum nur zerstört zum Gleichnis, zur Lehre für uns, um anzudeuten, daß die Seele des Menschen, die bloß Blätter hat, d. i. den Glauben, aber keine Früchte, keine guten Werke, dem Verderben anheim fällt, daß Jesus Christus auf den Glauben allein so wenig etwas gibt, als er da auf die Blätter allein etwas gegeben hat.

3. Im Buche Prediger 11, 3 heißt es: „Wenn der Baum fällt nach Süden oder Norden, so bleibt er auf dem Orte, wo er gefallen ist, liegen.“ Das will sagen: Wie du stirbst, so bleibst du. Süden oder Mittag bedeutet in der hl. Schrift die gute Himmelsrichtung, wo es licht und warm ist; Norden aber oder Mitternacht bedeutet die schlechte Himmelsrichtung, wo es finster und kalt ist. „Wenn der Baum fällt nach Süden“ bedeutet also: Wenn der Mensch stirbt in der heiligmachenden Gnade; „nach Norden“ bedeutet: Wenn er stirbt in der Ungnade, in der Finsternis. Wer in die Hölle kommt, der hat keine Hoffnung mehr; da heißt es wie bei Job 19, 10: „Wie einem ausge-

rissenen Baume nahm er mir die Hoffnung." In der Verdammung da ist einer ausgerissen aus dem menschlichen Leben und ist ausgerissen und ausgeschlossen aus dem ewigen Leben im Himmel; drum heißt man die Verdammung auch den ewigen Tod, obwohl die Seele selbst nicht stirbt, nicht vergeht, sondern ewig in der Hölle leben muß. — Wer mit der heiligmachenden Gnade stirbt, kann sie nie mehr verlieren; wer ohne sie stirbt, kann sie nie mehr erlangen. Der Tod entscheidet alles.

4. Mit einem Baum verglichen finden wir die Seele der allerseligsten Jungfrau bei der hl. Mechtild (Buch der geistlichen Gnaden). Dieser erschien nämlich einmal in der heiligen Nacht die hl. Mutter Gottes in Gestalt eines schönen Baumes. „Dieser breitete sich aus über alle Höhe und Breite der Erde, und war dieser Baum durchsichtig wie ein durchsichtiger Spiegel, und hatte goldene Blätter, welche gar lieblichen Wohlgeruch hauchten. Zu oberst war die allerwonnigste Blume; sie überströmte und besprengte die ganze Welt mit wunderbarem Dufte."

5. Mit einem Baume verglichen finden wir die Seele der sel. Creszentia von Kauf-

beuren in deren Lebensbeschreibung von P. Ignatius Zeiler. Als nämlich diese Jungfrau in ihrer Seele große Unruhe und Verlassenheit fühlte, da erschien ihr Jesus Christus auf einem Baume, der heftig vom Sturme bewegt wurde, wobei er selbst unbeweglich blieb, und sie vernahm folgende Worte: „Meine Tochter, wie ich in Frieden ruhe auf diesem Baume, so heftig er auch bewegt wird, so ruhe ich in deinem Herzen; obwohl du meinst, daß in demselben großer Sturm sei, so wohne ich doch mitten in demselben."

V.

Mit Bäumen verglichen werden einmal die Tugenden Jesu Christi, nämlich in einem Buche von der hl. Mechtilde. Da heißt es: „Sie sah den Herrn sitzen auf einem blumenreichen Berge. . . . Der Berg war umgeben mit schönen Bäumen voller Früchte. Unter diesen ruhten die Seelen der Heiligen, und hatte jegliche ihr Gezelt aus Goldstoff, und sie aßen von den Früchten in großer Freude und Lust. Dieser Berg sinnbildete den Erdenwandel Christi, die Bäume seine Tugenden, die Liebe, die Barmherzigkeit und alle übrigen. Je nachdem ein jeglicher in Tugenden dem Herrn nachgefolgt

war, ruhten sie unter den Bäumen. Wer dem Herrn nachgefolgt war in Liebe, aß von dem Baume der Liebe. Die aber geblüht hatten in Werken der Barmherzigkeit, sie wurden erquickt von dem Baume der Barmherzigkeit, und so alle die andern nach Verdienst der Tugenden."

Berg.

I.

1. Die Berge machen den Eindruck des Großartigen und Erhabenen und des Unzerstörbaren. Allein auch sie werden alle vergehen, weil Gott ihnen keine ewige Dauer zugemessen hat. „Die Berge zerfließen wie Wachs vor dem Angesichte des Herrn," heißt es in den Psalmen (Ps. 96, 5). „Der du kommen wirst, zu richten die Lebendigen und die Toten und die Welt durch das Feuer," betet man zu Jesus Christus. Für Gott ist nichts zu stark und nichts zu hoch, er beugt die Stärksten und erniedrigt die Höchsten. Bei der Sündflut stieg das Wasser über die höchsten Berge. So erreichte die Strafe Gottes auch die höchsten Geister, die sich wie Luzifer stolz gegen Gott erhoben (vergl. Röm. Brevier:

Gregorius Thaumat. 9. Lektion), und so erreicht seine Strafe auch alle Menschen, die über seine Gesetze hinaus sein wollen.

2. In unseren Tagen zeigt sich eine große Vorliebe für Gebirge. Es reisen alle möglichen wohlhabenderen Leute in die Schweiz, ins Tirol u. s. w. Diese Liebe zum Gebirg artet aber sehr oft in eine unsinnige Schwärmerei aus. Man heißt solche Schwärmer Bergfexen. Solche Bergfexen setzen nicht selten ihr Leben ohne alle Not und ohne Nutzen den größten Gefahren aus. Ohne wichtige Gründe darf man sein Leben nicht aufs Spiel setzen. Das ist sogar schwer sündhaft. Es ist überhaupt kindisch, für körperliche Dinge, wie ein Berg, ein so unbändiges Interesse zu haben und solche Dinge übermäßig zu schätzen, die doch für den Geist, für die unsterbliche Seele so wenig Bedeutung haben. Freude haben an den Bergen und Berge besteigen, auch ohne Not, ist recht und gut, aber alles mit Maß und Ziel.

3. Im Evangelium des letzten Sonntags nach Pfingsten (Matth. 24. 15 2c.) heißt es bei der Schilderung der letzten Zeiten: „Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge 2c.“ Das sind

dunkle, geheimnisvolle Worte der hl. Schrift. Jedenfalls aber handelt es sich da um die Sorge für das Seelenheil. Der Sinn der Mahnworte Jesu ist wohl folgender: „Wer in Judäa ist, d. h. wer das Glück hat, der Kirche Christi anzugehören, der bemühe sich, rasch möglichst hoch zu steigen in der Gnade Gottes, möglichst zu wachsen in Glaube, Hoffnung und Liebe, möglichst erleuchtet und tugendhaft zu werden, damit er nämlich den harten Kampf mit der antichristlichen Welt bestehen kann; denn wer in den Thälern der Lauheit, Gleichgiltigkeit, Menschenfurcht bleibt, der kommt zum Fall und Untergang, weil die Gefahren des Seelenheils dann viel größer sein werden als in früheren Zeiten. Da kann keine Mittelmäßigkeit mehr Stand halten. Indes nicht nur für jene Zeiten, auch für unsere Tage schon ist es jedem zu raten, nicht etwa nur schwere Sünden und Laster meiden zu wollen und überhaupt nur um das Notdürftigste für die Seele sich zu kümmern; vielmehr ist zu raten, unter allen Umständen ein entschieden christliches Leben zu führen und möglichst nach der christlichen Vollkommenheit zu trachten, wie es ja auch die Heiligen aller Jahrhunderte uns zum Beispiel gethan haben. „Jeder ist seines Glückes Schmied."

Wer soll sich um unsere unsterbliche Seele kümmern, wenn nicht wir selbst uns kümmern wollen?

II.

Für uns Christen sind namentlich folgende Berge denkwürdig: Moria, Sinai, Sion, Tabor, der Ölberg und Golgatha.

1. Auf dem Berge Moria sollte Abraham seinen Sohn Isaak opfern. Er gehorchte, und ebenso gehorchte Isaak, indem er freiwillig sich in Gottes Willen schickte. Durch diesen heldenhaften Gehorsam zeigten sich beide würdig als Stammväter des auserwählten Volkes. Der Wille galt fürs Werk; Gott segnete sie. Über den Menschen kommen oft schwere Prüfungen, wo er Demut und Geduld bewähren muß. Aber ungemein viel Menschen sind sowohl im Glück als im Unglück so hochmütig und eigensinnig, daß sie nicht Gott unterwürfig sein, sondern bloß sich selbst leben wollen. Solche werden aber auch nicht mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmel zu Tische sitzen, sondern verdammt.

2. Was geschah auf dem Berge Sinai? — Da wurden unter Donner und Blitz die zehn Gebote Gottes gegeben. Warum unter

Donner und Blitz? — Um anzudeuten, daß Gott ein Rächer der Übertretung sein wird. „Der ganze Berg Sinai rauchte“ (II. Mos. 19, 18). Von der Hölle heißt es auch: „Der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen in alle Ewigkeit“ (Offenb. 14, 11). Gott befahl durch seinen Diener Moses, daß sogar ein Tier, wenn es den Berg Sinai berührte, sterben sollte. Warum das? Was weiß denn ein unvernünftigs Tier? — Durch dieses Gesetz sollte bloß den Menschen die furchtbare Majestät Gottes recht lebhaft vor Augen gestellt werden. Kein Geschöpf darf es wagen, in irgend einer Weise gegen Gottes Offenbarung und Gesetz aufzutreten, sonst bleibt ein schreckliches Gericht nicht aus. „Der Mensch soll den Berg nicht angreifen, den er doch nicht bewegen kann,“ schreibt die hl. Hildegard. Das heißt: gegen Gott und seine hl. Kirche auftreten wollen, ist geradeso unsinnig, als wenn man einen Berg umstürzen wollte. — Auf dem Berge Sinai liegt begraben die hochgelehrte hl. Jungfrau und Märtyrin Katharina, welche Gottes Offenbarung und Gesetz in Lehr' und Beispiel auf das glänzendste verteidigte. Ihr widerfuhr eine ganz eigene Auszeichnung: „Engel trugen ihren heiligen Leib auf den Sinai.“

3. Am öftesten in der hl. Schrift genannt ist der Berg Sion. Auf diesem stand nämlich der Tempel zu Jerusalem. Wie man nun das Wort Jerusalem im neuen Testament oft auf die katholische Kirche anwendet, so auch das Wort Sion. Wenn es also in einem Gebete heißt: „Von Sion aus beschütze sie,“ so will das sagen: Gott möge von seiner Kirche aus, wo er als Gott und Mensch im hl. Altarssakrament gegenwärtig ist, seine Diener beschützen. Inwiefern kann man die katholische Kirche einen Berg nennen? — Insofern als sie über alles in dieser Welt erhaben ist und doch auf das engste mit der Welt zusammenhängt, wie ein Berg über das Land ringsum erhaben ist und doch auf das engste mit ihm zusammenhängt. Wer von der Welt zur Kirche, d. h. zur Heiligkeit, gelangen will, der muß bedeutend aufwärts streben, ähnlich wie bei einer Bergbesteigung. Wer beten will, muß sich erheben. Sursum corda! Empor die Herzen! Deswegen stand der Tempel zu Jerusalem auf einem Berge, und werden deswegen auch im neuen Testament die Gotteshäuser womöglich auf Anhöhen erbaut, eben um anzudeuten, daß der Mensch aufwärts müsse, wenn er beten wolle. Beim Propheten Isaias

2, 3) heißt es vom neuen Testament: „Viele Völker werden hingehen und sprechen: Kommt, laßt uns hinaufziehen zum Berge des Herrn ..., denn von Sion wird das Gesetz ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem!" „Von Sion aus, von Jerusalem," d. h. von der katholischen Kirche aus werden die Menschen erfahren, was sie thun müssen, um heilig und selig zu werden.

4. Der herrlichste Berg im hl. Land ist der Berg Tabor (Jerem. 46, 18). Er ist bekannt durch die Verklärung Christi. Bevor Jesus Christus den Weg seiner tiefsten Erniedrigung betrat, den Weg seines hl. Leidens und Sterbens, nahm er seine drei vorzüglichsten Apostel, nämlich Petrus, Jakobus und Johannes, mit sich auf den Berg Tabor und wurde vor ihren Augen verklärt, d. h. er nahm eine überirdische Gestalt an. „Sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias; die redeten mit ihm" (Matth. 17, 2). Petrus, Jakobus und Johannes heißen die drei Säulen der Kirche. Vor ihnen wurde Christus verklärt, damit sie darnach bei seinem Leiden und Sterben um so weniger im Glauben wanken sollten.

5. Der Ölberg ist dadurch bekannt, daß der göttliche Erlöser regelmäßig dort weilte (Luk. 22, 39), und daß dort auch das blutige Schauspiel seines hl. Leidens und Sterbens den Anfang nahm. „Der für uns Blut geschwitzt hat," fängt der schmerzhafte Rosenkranz an. Das geschah am Ölberge.

6. Der Kalvarienberg oder Golgatha, wo Jesus Christus gekreuzigt wurde, ist bloß ein Hügel, aber der denkwürdigste der Welt. Er überragt alle Berge der Welt an Bedeutung, denn um das Kreuz Christi dreht sich die ganze Weltgeschichte. Die Bedeutung und das Glück aller Erdenvölker hängt davon ab, wie sie sich zum Kreuze Christi stellen, ob sie Christus lieben oder verachten. Die Betrachtung des Leidens Christi ist für den Christen ganz besonders heilsam, wie man aus Wort und Beispiel großer Heiliger weiß. (Der Kreuzweg.) Man darf nicht denken: „Es ist ja schon vorbei." Wir, die wir jetzt leben, müssen jetzt mit dem Heiland nachträglich Mitleid haben, über seine freiwillige Erniedrigung nachdenken und über unsere eigenen Sünden und müssen Gott für die Erlösung danken und um Gnade und Verzeihung bitten.

Biene.

I.

Nach der hl. Schrift sind die Bienen ein Sinnbild der Verfolgung.

1. Im V. Buch Moses 1, 44 heißt es: „Sie jagten euch, wie die Bienen zu jagen pflegen." In den Psalmen (117, 12) steht — und diese Worte gehen auf Jesus Christus —: „Sie umrangen mich wie Bienen." So war es nämlich bei seinem hl. Leiden und Sterben. Bei seiner Gefangennehmung auf dem Ölberg sprach er (Luk. 22, 53): „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis." Der Teufel nutzte seine Stunde fleißig aus, seine Leute wüteten unerhört gegen den Sohn Gottes; denn dieser hatte, wie man zu sagen pflegt, ins Wespennest gestochen; der göttliche Lehrer hatte durch sein hl. Evangelium den schlechten Menschen vor den Kopf gestoßen; er hatte gepredigt, was sie nicht hören wollten, nämlich von der Gerechtigkeit, von der Sünde und vom Gericht; er hatte den schlechten

Menschen, hoch und nieder, die ewige Verdammung angedroht, die Hölle in Aussicht gestellt. Darum fuhr jetzt der ganze Bienenschwarm des Satans auf ihn los. Jeder wollte ihn stechen, ihn quälen, sei es durch die That, wie die sittenlosen, rohen Soldaten, sei es durch Worte der Lästerung, des Spottes und Hohnes, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer.

2. „Wie die Bienen zu jagen pflegen," so jagt das böse Gewissen der Sünder. Es bringt ihn nicht um, aber er findet keine Ruhe, und diese Unruhe ist so groß, daß sich schon mancher selbst das Leben genommen hat wie Judas. „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen," sagt das Sprüchwort, und umgekehrt heißt es von der Unruhe des Sünders: „Er wälzt sich hin und wälzt sich her, als ob sein Bett voll Dornen wär'." Gegen ein böses Gewissen hilft bloß Eines: aufrichtige Buße, besonders eine Generalbeicht (Wiederholungsbeicht), wo sie notwendig ist oder der Beichtvater sie gut heißt.

II.

Gewöhnlich gelten die Bienen als Sinnbild des Fleißes, nicht als ob die einzelne

Biene fleißiger wäre als ein anderes Insekt, sondern weil es bei einem Bienenstock gar emsig zugeht und viel Honig und Wachs herbeigeschafft wird.

1. Weil die Bienen den Fleiß versinnbilden, wird der hl. Ambrosius mit einem Bienstock abgebildet, um eben seinen besonders großen Fleiß anzudeuten. Der Kirchenvater Ambrosius war kein Bauer und kein Handwerker und kein Taglöhner, sondern ein Bischof, also ein geistiger Arbeiter. Die Arbeit ist nämlich entweder eine körperliche oder eine geistige. Sehr viele Leute halten die geistige Arbeit für nichts, aber ganz mit Unrecht; die geistige Arbeit strengt oft mehr an als die körperliche, sie braucht auch mehr Genauigkeit und mehr Ausdauer; gar viele fangen das Studieren an, die es nicht vollenden können, und gar viele, die es nicht vollenden wollen, die dann bloß aus Mangel an Geduld bald wieder aufhören; oft ist das viele Studieren auch der Gesundheit sehr nachteilig. Wer studiert, hat schon als Knabe gar viele Sorgen, von denen andere nichts wissen und darum viel behaglicher leben. Der Stand, den ein Studierter nach vielen mühsamen Jahren erringt, ist auch viel schwieriger, als man oft glaubt.

Beamte, Offiziere, Ärzte u. s. w. haben oft mehr Arbeiten, Sorgen und Gefahren und müssen es in ihrem Beruf genauer nehmen als die Bürger und Bauern. Sie nehmen zwar meistens mehr Geld ein (jedoch nicht immer), brauchen aber auch mehr, weil sie immer schöne Kleider tragen sollen und teure Bücher kaufen u. s. f.; auch fangen sie erst spät an, etwas zu verdienen, oft erst, wenn schon die halbe Lebenszeit abgelaufen ist, und da haben sie noch Schulden vom Studieren her.

2. Man darf die körperliche Arbeit nicht höher schätzen als die geistige, man darf sie aber auch nicht als etwas Niedriges verachten. Hat ja der Sohn Gottes selbst als Zimmermann gearbeitet wie sein Pflegevater, der hl. Joseph. In Preußen ist es Brauch, daß jeder königliche Prinz auch ein Handwerk lernen muß. Ehrliche Arbeit ist nie eine Schande. Man soll es aber nie übersehen, seine Arbeit Gott aufzuopfern; dann nützt sie nicht nur für dieses Leben, sondern auch für den Himmel. Man soll täglich eine gute Meinung machen.

III.

Die Bienen bringen dem Menschen großen Nutzen.

1. „Unter den geflügelten Tieren ist die Biene zwar klein, aber ihre Frucht hat den Vorzug unter den Süßigkeiten" (Sir. 11, 3). Außer dem Honig liefern die Bienen das Wachs, das besonders in der Kirche viel angewendet wird. Das Wachs gilt seit uralter Zeit als ein Sinnbild der Reinigkeit. Darum muß namentlich die Osterkerze aus reinem Wachs hergestellt werden, weil sie nämlich den jungfräulichen Leib Jesu Christi versinnbildet. (Die fünf Nägel bedeuten die hl. fünf Wunden.) Sie wird jährlich am Charsamstag geweiht.

2. Der Mensch nimmt den Bienen ihren Honig und ihr Wachs weg, das sie so mühsam zusammenbringen, und läßt ihnen nur so viel Honig, als sie zum Leben brauchen. Ist das kein Unrecht gegen die Bienen? — Nein, und warum keines? — Weil Gott dem Menschen die Herrschaft über die Tiere übertragen hat (I. Mos. 1, 28 und Ps. 8, 8), weil die Tiere nur für den Menschen erschaffen worden sind. Ein Eigentum gibt es für das unvernünftige Tier überhaupt nicht; das gibt es nur für den Menschen, der durch Vernunft und freien Willen (was das Tier nicht besitzt) für irgend eine Sache sich entscheiden kann, ob er sie

will oder nicht, wie er sie will, unter welchen Bedingungen, was er mit dieser Sache gleich oder später thun will, wie lange er sie behalten will, für wessen Gebrauch er diese Sache in Besitz nehmen, versorgen und schützen will, ob für seine Person oder etwa für ein krüppeliges Kind, das sich niemals selber fortbringen kann, wo der Vater weit im vorhinein sorgen muß ꝛc. Gott will, daß der Mensch für sich und die Seinigen ordentlich sorgt (ein kleines Kind ist hilfloser als jedes Tier-Junge), und Gott will, daß der Mensch rechtlicher Weise Eigentum erwirbt und besitzt, eben damit er ordentlich sorgen könne, ordentlich, d. h. nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft.

Wie entsteht Eigentum? Wie kommt der Mensch zu einem rechtmäßigen Eigentum? — Antwort: Auf verschiedene Weise, vor allem dadurch, daß einer ein herrenloses Gut antrifft und es sich aneignet. Wer z. B. im Gebirge ein Hirschgeweih findet, dem gehört es, weil es bis dahin überhaupt niemanden gehört hat, und weil ohne Fund niemand ein Recht auf abgeworfene Geweihe hat. Wer Frösche erwischt oder Schnecken an-

trifft, dem gehören sie. Anders verhält es sich aber mit Jagd und Fischerei, wenigstens bei uns. In unseren Ländern haben nur einzelne ein Recht darauf, die dafür aber auch Jagdtiere und Fische vielfach füttern und pflegen und dazu noch viel Pacht und Steuern zahlen müssen. Wenn bei uns ein jeder jagen und fischen dürfte, gäbe es in wenig Jahren im ganzen Land kein Stück Wild und keinen Fisch mehr. Wer Geld findet, darf es dann behalten, wenn der Verlierer mit entsprechender Mühe nicht ermittelt werden kann. Fände man nach einem Jahrmarkt auf der Straße ein Zehnpfennigstück, so brauchte man nicht viel umfragen, sondern es behalten; fände man aber gar mehrere Mark oder einen leicht kenntlichen Gegenstand, so wäre mehr Aussicht, den Eigentümer zu finden; man müßte Umfrage halten. Wenn der Verlierer mit aller Mühe nicht herauszubringen wäre, so dürfte man das Geld behalten, wäre es so viel es wollte. Eigentum erwirbt man ferner durch Zuwachs bei einer Sache, die einem gehört. Wer eine Kuh besitzt, dem gehört auch das Kalb, das die Kuh abwirft; wer einen Baum besitzt, dem gehört auch die Frucht; wer aus seinen Äpfeln Apfelwein macht, dem gehört dieser Apfel-

wein, und wer Leder besitzt und Schuhe daraus macht, dem gehören diese Schuhe. Außerdem kann man Eigentum erwerben durch Vertrag, d. h. dadurch, daß zwei (oder mehrere) gegenseitig mit einander einverstanden sind, daß ein Besitztum von dem einen an den andern übergehe; das geschieht durch Kaufen oder Tauschen, durch Schenken, Erben, Gewinnen beim Spiel.

Wie wäre es nun, wenn niemand mehr für sich ein Eigentum erwerben dürfte, wenn alle Einwohner eines Landes alles gemeinsam haben müßten? — Das wäre nicht gut; denn während jetzt Millionen sich bemühen, daß Gärten, Wiesen, Felder, Wälder, Bergwerke, Gewässer u. s. w. möglichst Nutzen bringen, würde alsdann das Gegenteil eintreten, nämlich das, daß niemand mehr arbeiten möchte, besonders keine harte, schmutzige, gefährliche Arbeit thun; aber auch die angenehmste Arbeit würde keinen mehr freuen, wenn die Früchte der Arbeit andere bekämen statt der, der die Früchte mit seiner Sorgfalt erzielt hat. Und wenn Bürgermeister und „Schandarme" die Leute zum Arbeiten zwingen wollten, wäre es doch nichts. Wenn man den Hund zum Jagen

treiben soll, hat alles keinen Zug und keinen Schwung. Jeder würde trachten, möglichst wenig zu arbeiten und möglichst viel zu genießen; alles würde versumpfen, verwildern, zu Grunde gehen.

Blei.

Das Blei ist ein Sinnbild der Schwere, des Lästigen, abwärts Ziehenden; es versinnbildet die irdische Gesinnung als Gegenstück zum übernatürlichen Streben. Darauf deutet die Schriftstelle Sir. 22, 17: „Was ist schwerer als Blei? Und wer verdient diesen Namen mehr als der Thor (d. h. der Gottlose)? Sand, Salz und Eisenklumpen sind leichter zu tragen als ein gottloser Mensch;" und die Stelle II. Mos. 15, 10: „Die Ägypter sanken wie Blei in den gewaltigen Wassern" (vergl. Zach. 5, 7). Das Blei hat zwar nicht das größte spezifische Gewicht; z. B. ist Gold schwerer als Blei, aber darauf kommt es hier nicht an. Das Blei galt von jeher und gilt noch als Sinnbild des Schweren, Lästigen. So pflegt man zu sagen, der Käs sei morgens Gold, abends Blei, d. h. abends liegt er schwer im Magen. Kranke

sagen: Meine Füße sind wie Blei u. dergl. Das Blei kommt in großen Mengen vor und ist geringwertig wie das Leben und Streben der Gottlosen, die in großer Menge auf der breiten Straße des Verderbens wandern.

Wie das Senkblei des Maurers nach dem Mittelpunkt der Erde zu deutet, so zielt alles Sinnen und Trachten des Gottlosen und all seine Wissenschaft und Bildung abwärts zur Welt und zur Hölle. Er richtet sich bloß nach dem Geiste der Welt, nicht nach dem Geiste Gottes, der bei der Schöpfung über den Wassern schwebte, und zu dem der Mensch gelangen soll.

Blitz.

1. Der Blitz ist ein **Sinnbild der Raschheit.** „Wie der Blitz," pflegt man zu sagen, wenn man eine große Raschheit bezeichnen will. „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen," sagte Jesus Christus einmal zu seinen Jüngern (Luk. 10, 18), und ein anderes mal verglich er seine eigene Ankunft am jüngsten Tag mit dem Blitze: „Gleichwie der Blitz vom Aufgange aufgeht und bis zum Untergange leuchtet, ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein" (Matth. 24, 27); d. h. er erscheint ohne lange Vorbereitungen, er bleibt nicht erst wieder dreißig Jahre der Welt verborgen wie bei seiner ersten Ankunft, sondern er erscheint plötzlich allen sichtbar und erkennbar als Herr und Richter.

2. Der Blitz gilt oft als **Sinnbild der Macht.** Darum wurde bei den heidnischen Grie-

chen und Römern der höchste Gott Blitzeschleuderer genannt und mit dem Blitze abgebildet. Im V. Buch Mos. 32, 41 spricht der wahre, lebendige Gott zu Israel: „Wenn ich mein Schwert wie den Blitz schärfe und meine Hand zum Gerichte greifet, will ich Rache an meinen Feinden üben.“ (Vergl. II. Kön. 22, 15.) Im Christentum wird aber Gott wohl nicht leicht mit dem Blitze dargestellt, weil der Christ weit mehr durch die Barmherzigkeit und Lieblichkeit Gottes angezogen als durch seine Gerechtigkeit bedroht und erschreckt werden soll. Zum Zeichen der Macht und Herrlichkeit Gottes erschienen Blitz und Donner bei seiner Gesetzgebung auf dem Berge Sinai (II. Mos. 19, 16), und zum Zeichen dieser Macht und Majestät gehen vom Throne Gottes „Blitze und Stimmen und Donner“ aus, wie der hl. Evangelist Johannes in der geheimen Offenbarung 4, 5 erzählt. — Wenn es bei Matthäus 28, 3 vom Engel im Grabe des Auferstandenen heißt: „Sein Anblick war wie der Blitz und sein Gewand weiß wie der Schnee,“ so deutet auch das auf die Macht und Herrlichkeit des Himmelreiches.

3. Das Erschlagenwerden vom Blitze erscheint manchmal offen als göttliches

Strafgericht. Das bekannte Buch „Schreibende Hand auf Wand und Sand“ von Alban Stolz erzählt solche Fälle und weist überhaupt darauf hin, wie die Vorsehung, wie der Finger Gottes vielfach in Natur (auf Sand) und Kultur (auf Wand) erkennbar ist. Man muß sich aber sehr vor falschem Argwohn und freventlichem Urteil hüten; denn auch rechtschaffene und fromme Leute können vom Blitze erschlagen werden. Die Ratschlüsse Gottes sind unerforschlich. Man darf auch nicht meinen, daß ein plötzlicher Tod gleich immer ein Zeichen der ewigen Verdammung sei. Aber es ist immerhin ein unheimlicher und schrecklicher Gedanke, ohne Vorbereitung blitzschnell vor Gottes Richterstuhl gerufen zu werden, und man betet in der Litanei nicht umsonst: „Von einem jähen und unversehenen Tode erlöse uns, o Herr!“

Blume.

1. Ihre Schönheit.

Was gibt es Lieblicheres als die Blumen? Welches Menschenherz erfreut sich nicht bei ihrem Anblick? So geschickt der Mensch ist, und soweit er es in Kunst und Wissenschaft gebracht hat, eine Blume, wie sie wächst, eine lebende Blume, kann der Mensch nicht machen. Die feinste Seide und der zarteste Sammt sind tot wie gegen ein Blumenblatt. Darum hat der göttliche Lehrer selbst einmal gesagt: „Betrachtet die Lilien auf dem Felde . . .; ich sag euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen" (Matth. 6, 28). Die Blumen haben etwas so zauberhaft Schönes und Interessantes an sich, daß die alten Deutschen, als sie noch Heiden waren, glaubten, die Blumen

würden von unsichtbaren Zwergen fabriziert, von Elfen oder Gnomen, die wie geschäftige Ameisen im Erdboden schalten und walten; denn daß die Herrlichkeit der Blumenwelt nicht durch Zufall entstanden sein könne, das kommt dem menschlichen Verstand wie von selbst; auch ein ungebildeter Heide weiß: die Schönheit einer Blume ist mehr als ein zufälliger Farbenklex, und „kein Werk ohne Meister", oder wie der hl. Apostel Paulus sich ausdrückt: „Jedes Haus wird gebaut von jemand" (Heb. 3, 4); es gibt kein Haus, das von selbst gekommen wäre, ohne daß jemand den Plan dazu gemacht und es gebaut hätte. Wie sind die Blumen entstanden? Stellen wir uns vor, wie ein Heiligenbildchen entsteht! Wo ist das Bild zu allererst? — Antwort: Im Kopfe des Malers; der Maler denkt es aus, er denkt darüber nach, welches Bild er machen will, und wie er es machen will, ob er z. B. ein Jesuskind machen will oder ein Muttergottesbild, ob er dann seinem Jesuskind ein rotes Röcklein geben soll oder ein blaues, ob er ein Schäflein dazu malen soll oder vielleicht eine Taube oder gar nichts. Wenn dann das Jesukind ausgedacht ist, so hat der Maler dies Bild zwar im Kopf, aber noch nicht auf dem Papier;

kein Mensch sieht es dem Maler am Gesicht an, sondern der Maler muß jetzt das, was er im Kopf hat, aufs Papier bringen. Er malt es. Nun will er aber nicht bloß ein einziges solches Jesukind-Bildchen haben, wie er es ausstudiert hat, er braucht viele Tausende. Was geschieht? Antwort: Man richtet sein Gemälde für die Druckerei-Maschine her (wie man Bücher druckt, so druckt man auch Bilder), und man druckt nun fort und fort, Jahr für Jahr, Tausende und Tausende solcher Bildchen, immer eines wie das andere. Ähnlich nun verhält es sich mit der Entstehung der Blumen in der Natur, z. B. der Lilie. Wer hat sie allererst im Kopf gehabt? — Der liebe Gott. Gott hat sie dann sozusagen in die Natur hineingezeichnet und hat es so eingerichtet, daß wie bei einer Bilder-Druckerei zur rechten Zeit, Jahr für Jahr, Tausende und Tausende solcher Blumen zum Vorschein kommen, immer eine wie die andere.

Weil die Blumen etwas gar so Liebliches sind, und namentlich wegen ihres Wohlgeruchs, der die Tugendhaftigkeit versinnbildet, werden auch die Heiligen mit Blumen verglichen. Die hl. Brigitta schreibt von der allerseligsten Jung-

frau: „Du bist wie die Blume in einem Garten, welche, obwohl verschiedene duftende Blumen um sie herstehen, doch alle an Duft, Schönheit und Vortrefflichkeit übertrifft. Diese Blumen alle sind auserwählt von Adam bis an das Ende der Welt; in den Garten der Welt gepflanzt, thaten sie sich durch verschiedene treffliche Eigenschaften hervor und blühten darin. Unter allen aber, die da waren und nachmals sein werden, bist du die vorzüglichste gewesen im Geruche eines guten Lebens und der Demut, in der Schönheit der lieblichsten Jungfräulichkeit, in der Tugend der Enthaltsamkeit."

2. Ihre Vergänglichkeit.

So schön und herrlich die Blumen sind, so haben sie doch das an sich, daß sie gar nicht dauerhaft sind. Ihre Schönheit geht schnell vorüber. Deswegen ist die Blume ein Sinnbild der Vergänglichkeit. Job. 14, 2: „Wie eine Blume geht der Mensch auf und wird zertreten." Ps. 102, 15: „Der Mensch, wie Heu sind seine Tage, wie eine Blume des Feldes, also welkt er dahin." Js. 46, 6 ꝛc.: „Alles Fleisch ist Heu und alle seine Herrlichkeit wie die Blume des Feldes." Js. 40, 8: „Das

Heu verdorrt, die Blume fällt ab; aber das Wort unseres Herrn bleibt ewiglich." Ähnlich I. Petri 1, 24. Jak. 1, 10: „Wie eine Blume des Grases wird der Reiche vergehen."

Dornstrauch.

Die Dornen kommen in der hl. Schrift gar häufig vor, bedeuten aber fast nie etwas Gutes. Sie sind ein Sinnbild der Schlechtigkeit, des Hindernisses und des Lasters, der Unfruchtbarkeit, des göttlichen Strafgerichtes, des Schmerzes.

1. Der Dornstrauch ist ein Sinnbild des Nichtsnutzigen. Das Buch Richter 9, 14 erzählt die Fabel, daß einst die Bäume sich einen König wählten, und zwar den schlechtesten aller Bäume, den Dornstrauch. Es kommt durch Gottes Zulassung oft vor, daß die allerschlechtesten Menschen überall vorn dran sind und große Macht haben in der Welt. So wird sogar einstens der schlechteste von allen Menschen, die je auf die Welt kommen, der Herr der Welt wer-

den und die größte Macht bekommen, nämlich der Antichrist.

Bei Michäas 7, 4 heißt es vom Judenvolk: „Der Beste unter ihnen ist wie ein Dornstrauch und der Redliche wie eine Dornhecke.“ So waren auch die Feinde des göttlichen Heilandes, die Schriftgelehrten und Pharisäer.

Im hohen Lied 2, 2 heißt die allerseligste Jungfrau „Lilie unter den Dörnern“. Die Dörner bedeuten nämlich die übrigen Menschen, die alle mit der Sünde beladen sind. Maria ist unbefleckt empfangen worden, d. h. sie ist ohne Erbsünde auf die Welt gekommen und ist auch von jeder eigenen Sünde bewahrt geblieben.

2. Die Dornen sind ein Sinnbild des Hindernisses und des Lasters. Im Buche Sirach 28, 28 heißt es: „Verzäune deine Ohren mit Dornen und höre auf keine gottlose Zunge!“ Wie man oft Gärten und Felder mit Dornen verzäunt, so soll der Christ gegen schlechte Reden seine Ohren mit Dornen verzäunen, d. h. solchen Reden ein Hindernis setzen, sie gar nicht in sein Herz einlassen, nicht hören, nicht glauben. (Vergl. Osee 2, 6.)

„Der Weg der Faulen ist wie ein Dornenzaun, der Weg der Gerechten ohne Anstoß“

(Sprüche 15, 19. Vergl. Sprüche 24, 31). Die Faulheit ist ein gewaltiges Hindernis bei allem Guten. Drum ist die Trägheit unter den sieben Haupt- und Todsünden aufgezählt.

Wie eine hinderliche Dornhecke sind die bösen Menschen, die das Wort Gottes von sich und von andern abhalten wollen. Das Wort Gottes ist zwar immer und überall gleich heilig, gleich herrlich, aber es wirkt nicht bei allen gleich. Das zeigt uns der göttliche Heiland im bekannten Gleichnis vom Säemann. Da heißt es, daß ein Teil der Aussaat unter die Dörner fiel und durch die Dörner, die mit aufwuchsen, erstickt wurde (Matth. 13, 7; Mark, 4, 7; Luk. 8, 7). „Das, was unter die Dörner fiel," sagt Jesus Christus, „das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wollüsten des Lebens ersticken und keine Frucht bringen" (Luk. 8, 14).

3. Die Dornen sind ein Sinnbild der Unfruchtbarkeit. Nach dem Sündenfall sprach Gott zu Adam: „So sei die Erde verflucht in deinem Werke . . . . Dörner und Distel soll sie dir tragen." (I. Mos. 3, 17 ꝛc.) Das war ein bitteres Wort für den Menschen, und es erfüllt

sich noch heute jeden Tag in der ganzen Welt. Jeder Mensch muß sich viel plagen, ohne daß es oft viel hilft. Aber doch ist keine Arbeit umsonst, wenn wir sie als Kinder Gottes Gott aufopfern. Dadurch machen wir aus den Dornen und Disteln mit Gottes Beistand Früchte, die ewig bleiben. Die Gnade bringt Fruchtbarkeit, umgekehrt die Sünde Unfruchtbarkeit. Darum heißt es bei Sophonias 2, 9: „Moab soll wie Sodoma werden und die Söhne Ammons wie Gomorrha, dürre Dornen;" und bei Jeremias 4, 3: „Pflüget euch einen neuen Acker und säet nicht unter die Dörner!" „Sie säen Waizen und ernten Dörner," schreibt Jeremias (4, 3), weil nämlich die Sünde alles unfruchtbar macht. Wo die Sünde herrscht, kann man keine gute Frucht erwarten. Darum sagt der göttliche Heiland (Matth. 7, 16; Luk. 6, 44): „Sammelt man denn Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln?" Der weise Salomon sagt (Sprüche 26, 9): „Ein weiser Spruch im Munde des Thoren ist wie ein Dorn, der in der Hand des Trunkenen auffährt" (ausschwärt). Das will sagen: Dem Thoren, dem Gottlosen nämlich, hilft seine Bildung nichts; denn er handelt nicht nach der

Weisheit, sondern bleibt in der Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit stecken samt allem Wissen. — Die Unfruchtbarkeit ist eine Strafe Gottes, die kommt, wenn der Mensch die Gnade mißbraucht. So ist es den Juden gegangen. Gott hat ihnen sehr viel Gnade gegeben, aber umsonst; die Juden haben nicht mitgewirkt. Drum spricht Gott beim Propheten Isaias (5, 4 ꝛc.): „Was hätte ich meinem Weinberge noch thun sollen, das ich nicht gethan? . . . Ich will ihn in eine Wüste verwandeln . . . Disteln und Dörner sollen darin aufwachsen.“ Der Weinberg bedeutet das Volk Israel. Er bedeutet aber auch jede christliche Seele. Unsere Seele ist wie ein Weinberg, den Gott bebaut. Wenn wir aber keine Frucht bringen, dann wird unsere Seele durch schwere Sünden wie eine Wüste, ohne Tugenden, ohne Verdienste; statt dessen wachsen darin Disteln und Dörner, d. h. Sünden und Laster. (Vergl. auch Is. 7, 23 und 32, 13 und 34, 13.) Wo aber Sünden und Laster eingewurzelt sind, droht der Untergang, die Hölle. Im Hebräerbrief 6, 8 lesen wir: „Wenn ein Land Dornen und Disteln trägt, so ist es verwerflich und dem Fluche nahe, sein Ende ist Verbrennung.“

4. Die Dornen sind ein Sinnbild der Raschheit des göttlichen Gerichtes, insofern nämlich die Dornen leicht Feuer fangen und dann rasch verlodern. Gott ist langmütig, er kommt nicht gleich mit Feuer und Schwert; wenn er aber zuletzt doch kommt, ist er mit dem Sünder gleich fertig wie das Feuer mit einem Dornstrauch. Nahum 1, 10: „Gleich in einander verschlungenen Dörnern sind die beim Mahle zusammen Trinkenden (die Saufbrüder); sie werden verzehrt wie ganz dürre Stoppeln," d. h. rasch. Is. 10, 17: „Das Licht Israels (d. i. der Messias Jesus Christus) . . . wird seine Dornen und Disteln anzünden an Einem Tage;" vergl. Ps. 57, 10. Is. 33, 12: „Die Völker werden der Asche gleichen nach dem Brande, werden wie aufgesammelte Dornen vom Feuer verbrannt."

5. Die Dornen sind ein Sinnbild des Schmerzes und der Demütigung. Nach dem Buche Richter 8, 7 drohte Gedeon den Männern von Soccoth, die ihm und seinem Kriegsheer Brot verweigerten: „Ich werde euer Fleisch mit den Dornen und Disteln der Wüste zerdreschen," und er that es später; „er nahm die Ältesten der Stadt und Dornen und Disteln der

Wüste und zerdrosch und zerrieb damit die Männer von Soccoth" (Richter 8, 16). Nach Ezechiel 28, 24 sprach der Herr: „Das Haus Israel soll fürder . . . keinen Dorn haben, der Schmerz macht." Aber dieses Haus Israel hat diese Liebe und Vorsorge Gottes später gar schlecht gelohnt, denn es hat den leibhaften Sohn Gottes selbst mit Dornen gekrönt und gekreuzigt (Matth. 27, 29; Mark. 15, 17; Joh. 19, 5). Das war Schmerz und Demütigung, das war Qual und Spott im höchsten Maß. Das Haupt der Engel und Menschen wurde mit Dornen gekrönt, das Haupt des ewigen Königs! (Das hat Jesus Christus zugelassen, um uns ein Beispiel der Geduld und der Demut zu geben.) Von einem brennenden Dornbusch aus hatte einstens Gott den Moses berufen und die Juden aus der Knechtschaft der Heiden, der Ägypter, befreit (II. Mos. 3); dafür haben dann die Juden den Sohn Gottes den Heiden überliefert, daß er, zu Schmerz und Schmach mit Dornen gekrönt, am Kreuze starb. Aber das Leiden und Sterben des Erlösers sollte allen gutgesinnten Menschen, welche die Wahrheit und Gerechtigkeit suchen, zur Rettung werden. Unendlicher Segen ist von Jesus Christus ausgegangen, der

von der Kirche Christi, der katholischen Kirche aus fort und fort fließt. Drum heißt es bei Joel 3, 18: „Eine Quelle wird ausgehen vom Hause des Herrn und tränken den Bach der Dörner." Dieser Bach ist nämlich die Welt, wo ohne Christus nur Unfruchtbarkeit besteht, nur Sünde und Laster und Trostlosigkeit herrschen.

Eiche.

I.

Die Eiche ist ein gar herrlicher Waldbaum. Sie kommt in der hl. Schrift ziemlich oft vor, so an folgenden Stellen: I. Mos. 35, 8 (Debora unter einer Eiche begraben); I. Paral. 10, 12 (Saul unter einer Eiche begraben); Josue 24, 26 (ein Stein als Zeuge der Worte Gottes unter einer Eiche aufgestellt); Richter 6, 11 (der Engel des Herrn ließ sich unter einer Eiche nieder); Richter 6, 19 (Opfer unter einer Eiche); Ezech. 6, 13 (Götzendienst unter Eichen); Osee 4, 13 (Buhlerei unter Eichen); Is. 44, 14 (Eichenholz zu Götzen); I. Kön. 9, 6 (Abimelech als König eingesetzt bei einer Eiche); II. Kön. 18, 9 (Absalons Tod). Der Prophet Isaias (6, 13) sagte voraus, daß nur ein Teil des Judenvolkes sich zu Jesus Christus bekehren

werde, und daß dieser Teil sich zeigen werde „wie eine Eiche, die ihre Äste ausbreitet". Die Eiche breitet nämlich ihre Äste gar herrlich aus. So sind die Apostel und überhaupt die ersten Jünger Jesu aus dem israelitischen Volke einer Eiche gleich geworden, welche auf dem Fundamente Christi unerschütterlich feststanden und als die berühmtesten Tugendvorbilder und Verkünder des Evangeliums über die ganze Welt sich ausbreiteten, jedem Sturme trotzend und dabei voll Milde und Lieblichkeit wie die Eiche, die bei aller Stärke und Stämmigkeit nichts Düsteres, nichts Finsteres an sich hat, vielmehr etwas gar Freundliches und Liebliches.

II.

Die Eiche ist ein Bild der Standhaftigkeit, der Festigkeit. Mehr als jeder andere Baum hält der Eichbaum Stand gegen die Stürme, weil nämlich seine Wurzeln sehr tief gehen, und das Eichenholz ist das festeste, das dauerhafteste und wird daher zu allem Möglichen verwendet, namentlich zu solchen Geräten, die besonders fest sein müssen, als Wagenräder, Maschinenteile. (Ezech. 27, 6.)

1. In einem Studentenlied heißt es: „Wenn Fels und Eichen splittern, wir werden nicht erzittern.“ Singen kann man das leicht bei einer Maß Bier auf dem Kanapee oder Rohrsessel; aber ob's wahr ist, wenn's darauf ankommt? — Der Mensch ist ein gar schwaches Geschöpf. Gott hat ihn so hinfällig gemacht, damit er nicht so leicht hochmütig werden soll wie Luzifer und seine Engel. Wir tragen den Schatz der heiligmachenden Gnade in irdenen Gefäßen (II. Kor. 4, 7). Man verliert dieselbe so leicht, als man einen Krug oder Hafen fallen lassen kann, der dann zerbricht. Aber so schwach der Mensch aus sich selbst ist, so stark ist er mit Gott. Darum sagt der hl. Apostel Paulus: „Ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe noch Tiefe, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes“ (Röm. 8, 38). In den Psalmen heißt es: „Gott ist unsere Zuflucht und Stärke. . . . Darum fürchten wir uns nicht, wenn auch die Erde sich bewegte und die Berge versetzt würden mitten ins Meer“ (Ps. 45, 45). Der Christ, der wie die Eiche tiefe Wurzel gefaßt hat im Christentum, der

steht auch da wie die Eiche, groß, ansehnlich, sturmfest in den Leiden und Gefahren dieses Lebens. Nichts bringt ihn zum Fall, wenn der heilige Geist ihn aufrecht hält. Drum heißt es in den Psalmen: „Fallen auch tausend an deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird's doch dir nicht nahen" (Ps. 90, 7). Deswegen ist nichts ratsamer, als immer tiefer Wurzel zu fassen im Christentum und nicht gleichgiltig und oberflächlich zu sein im Gebet und im Empfang der hl. Sakramente.

2. „Fest sein" will oft auch die Gottlosigkeit. Denken wir nur an Pharao in Ägypten, der Gott gegenüber hat fest Stand halten wollen und den Moses und die Israeliten nicht hat fortlassen wollen! Wenn der Mensch auf einem schlechten Grund steht, dann hilft ihm alle Festigkeit und Standhaftigkeit nichts. Im Schlechten trotzig verharren, das vermehrt nur den Fluch und das Gericht Gottes. Nur die Wahrheit und Gerechtigkeit haben Bestand. Unrecht und Eigensinn aber werden jedesmal zu Schanden. Wenn der Mensch Gott zum Trotz fest sein will wie Pharao, so wird Gott ihn zermalmen. Beim Propheten Isaias 2, 12 heißt es: „Der Tag

des Herrn der Heerscharen kommt über alles Stolze und Hohe und über alles Anmassende, daß es gedemütigt werde; und über alle Cedern des Libanon, die hohen und erhabenen, und über alle Eichen Basans." (Basan ist eine Gebirgsgegend am Jordan.) Der Prophet Zacharias (11, 2) ruft aus: „Heulet, Eichen Basans, denn der feste Wald wird umgehauen," d. h. wenn das Gericht Gottes kommt, dann kann das Stärkste und Festeste nicht mehr Stand halten. Beim Propheten Amos 2, 9 spricht der Herr: „Ich vertilgte die Amorrhiter vor ihnen, die hoch waren wie Cedern und stark wie Eichen; ich tilgte ihre Frucht oben und ihre Wurzeln unten."

3. Die wahre Standhaftigkeit und Festigkeit besteht nur in Gutem. Wer im Bösen fest und standhaft sein will, der zeigt sich vermessen und verhärtet und sündigt gegen den hl. Geist; wer aber in gleichgiltigen, unbedeutenden Sachen oder in gering sündhaften Dingen immer den Festen und Standhaften spielen will, den nennt man eigensinnig, starrköpfig. Der Eigensinn, die Starrköpfigkeit, das ist eine falsche Festigkeit und Standhaftigkeit, die oft ungemein

viel Schaden bringt, ja sogar schon so manchem das Leben gekostet hat.

Eine bedenkliche Art von Starrsinn ist das, wenn einer meint, er „verleugne seinen Charakter", er sei kein richtiger Mann mehr, wenn er nicht für jeden Fall unbeugsam bei dem bleibe, was er irgend einmal gesagt hat, oder was er nun einmal in seinem Kopf oder in seiner Gewohnheit hat, sei es dann recht oder schlecht. Eine solche Standhaftigkeit ist nicht Charakterfestigkeit, sondern im Gegenteil Charakterlosigkeit, nicht Zeichen eines richtigen Mannes, sondern eines dummen, hochmütigen Menschen, weil ein solcher nicht der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre gibt, sondern sich selbst, weil er gegen das Recht recht haben will und thut, als habe er wirklich recht, obwohl er die Einsicht erlangt hat, daß er im Unrecht ist. Daß man sich täuscht, das ist noch lange keine Schande. „Irren ist menschlich," sagt ein Sprüchwort. Also darf und soll man es auch eingestehen, wenn man sich getäuscht hat oder etwas Unrichtiges gethan hat; nicht aber darf man dann gegen seine Überzeugung beim Unrichtigen starrsinnig verharren. Natürlich darf

man auch ein Versprechen in dem Fall gar nicht halten, wo man erkennt, das Versprochene sei sündhaft, schlecht, weil ein solches Versprechen vor Gott überhaupt nichts gilt, im Gegenteil Sünde ist.

Eisen.

1. Was bei uns gewöhnlich aus Eisen besteht, das wurde in ältester Zeit meist aus „Erz“ gemacht, weil man damals das Eisen noch nicht so leicht auffinden und bereiten konnte als jetzt. So ist im alten Testament die Rede von ehernen Gabeln, Schaufeln, Töpfen, Riegeln, Thüren, Säulen, Altären. So heißt es vom Riesen Goliath (I. Könige 17, 5 ꝛc.), er habe einen ehernen Helm gehabt und einen ehernen Schild und eherne Schienen. Bekannt ist die „eherne Schlange“ des Moses. Was das nun für ein Erz gewesen ist, weiß man heutzutage nicht mehr genau; man vermutet Kupfer oder eine Art Messing. Kupfer war damals leichter zu bekommen als Eisen. Bei Josue 17, 16 heißt es, daß die Chananäer eiserne Wagen hatten.

Der Riesenkönig Og hatte gar schon eine eiserne Bettstelle (V. Mos. 3, 11)! Der erste Schmied war Tubalkain. Er war nach den Worten der hl. Schrift (I. Mos. 4, 22) „Hämmerer und Schmied in allem Erz- und Eisenwerke".

2. Das Eisen ist nach der hl. Schrift ein Sinnbild der Festigkeit und Härte. V. Mos. 28, 48: „Der Feind wird ein eisernes Joch auf deinen Nacken legen." Ps. 2, 9: „Du sollst sie beherrschen mit eisernem Scepter und wie Töpfergefäß sie zertrümmern." Vergl. Offenbarung 2, 27 und 12, 5 und 19, 15, auch Ps. 149, 8.

3. Auch der so biegsame und doch so feste Stahl war schon im grauen Altertum bekannt, kommt aber in der hl. Schrift nicht vor. Ein schönes Wort über „Stahl" als Sinnbild der Geduld und Ausdauer hat die hl. Brigitta in ihren Offenbarungen. Christus sprach nämlich einmal zu ihr: „O Tochter, ich war der stärkste Stahl, als ich am Kreuze ausgestreckt und gleichsam meiner Leiden und meiner Wunden vergessend für meine Freunde betete!"

Feuer.

I.

Das Feuer ist ein Sinnbild des geistigen Lebens. Deswegen ist auch der allervollkommenste Geist, der das ewige Leben in sich und aus sich selbst besitzt, nämlich Gott, wiederholt in Gestalt von Feuer erschienen: im alten Testament dem Moses im brennenden Dornstrauch, im neuen Testament am Pfingstfest, wo der hl. Geist, der Lebendigmacher, in Gestalt von Feuerflammen vom Himmel hernieder kam und sich auf den Häuptern der Jünger Jesu niederließ. Von Jesus Christus wurde der hl. Geist gesendet (Joh. 14, 26), von ihm ging aus das Feuer des übernatürlichen Lebens. Darum hatte sein Vorläufer Johannes geweissagt, der Messias werde mit Feuer taufen, d. h. er allein und

sonst niemand bringt die heiligmachende Gnade, das Leben der Seele; seine Taufe ist nicht bloß eine fromme Bußübung und Demütigung, sondern seine Taufe und seine Sakramente überhaupt haben eine übernatürliche, göttliche Kraft in sich selbst, wie es die Taufe des Johannes am Jordan nicht hatte. Sakramente mit der Feuerkraft des hl. Geistes einsetzen, das konnte nur Jesus Christus, und er selbst äußerte einmal (Luk. 12, 49): „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was will ich anders, als daß es brenne?" D. h. nicht für sich wollte er Feuer vom Himmel senden, sondern für die Christen, daß sie sich vom Feuer der göttlichen Liebe sollten entzünden lassen und selig werden, und man betet auch um diese hohe Gnade im Rosenkranz mit den Worten: „Entzünde in uns das Feuer der göttlichen Liebe" (oder „der in uns die Liebe entzünde" oder ähnlich).

II.

Das Feuer ist ein Mittel göttlicher Strafen. Wie man von einem Feuer der göttlichen Liebe redet, so könnte man auch von einem Feuer der göttlichen Gerechtigkeit reden.

1. Im alten Testament strafte Gott wiederholt verbrecherische Menschen mit Feuer. Am bekanntesten ist die Verbrennung von Sodoma und Gomorrha durch Feuerregen vom Himmel. Ähnlich ging es den italienischen Städten Herkulanum, Pompeji und Stabiä, welche vom feuerspeienden Berg Vesuv ganz zugedeckt und erst in unserer Zeit wieder aufgefunden wurden. Die Ausgrabungen vieler höchst unzüchtiger Bilder haben bewiesen, daß auch in diesen Städten wie einst in Sodoma und Gomorrha die Unkeuschheit im höchsten Grade geherrscht hat. (Vergl. Is. 66, 15; III. Mos. 10, 2; IV. Mos. 26, 10; IV. Könige 1, 10.)

2. Wir wissen, daß es sogar in der andern Welt Feuerstrafen gibt: die Hölle und das Fegfeuer. Dieses jenseitige Feuer ist natürlich nicht so beschaffen wie das irdische, körperliche Feuer, aber es ist dennoch ein wirkliches und wahres Feuer, freilich ein Feuer geistiger Art, denn ein irdisches Feuer könnte ja keinen Geist brennen und quälen; das irdische Feuer ist etwas rein Körperliches und kann also bloß auf körperliche Dinge einwirken. In der hl. Schrift ist an vielen Stellen vom höllischen Feuer die Rede und ist dasselbe wiederholt ausdrücklich als

ein unauslöschliches und ewiges bezeichnet; so Matth. 3, 12; Mark. 9, 42 und 45; Judas 7; Offenbarung 14, 11 und 20, 9. Nach Matthäus 25, 41 wird Jesus Christus nach seinen eigenen Worten am jüngsten Tag zu den Verdammten sagen: „Weichet von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet worden ist!" Und schon im alten Testament hatte der Prophet Isaias (33, 14) ausgerufen: „Wer von euch mag wohnen bei dem zehrenden Feuer? Wer von euch mag wohnen bei den ewigen Gluten?"

3. Das Fegfeuer ist eine zeitliche Strafe und dauert bei den einzelnen je nach ihrer Sündhaftigkeit und Verantwortlichkeit verschieden lang: einige Sekunden oder Minuten oder Tage oder Jahre oder vielleicht auch Jahrhunderte. Am jüngsten Tag wird das Fegfeuer nicht mehr weiter bestehen, da gibt es nur noch Himmel und Hölle. Ins Fegfeuer kommt jeder, der im Stand der heiligmachenden Gnade stirbt, jedoch noch läßliche Sünden oder Sündenstrafen für schon verziehene, aber noch nicht gebüßte Sünden zu bereinigen hat. Das Fegfeuer ist in der hl. Schrift mehrfach angedeutet, namentlich in der Stelle I. Kor. 3, 13 2c.: „Wie

das Werk eines jeden sei, wird das Feuer erproben. Wenn jemandens Werk . . . besteht, so wird er Lohn empfangen. Brennt aber jemandens Werk, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, jedoch so wie durch das Feuer." Hier ist offenbar nur von guten Werken die Rede, die aber doch leicht vermischt sein können mit sündhaften und unvollkommenen Nebengedanken und Werken; solche kleinere Sünden und sittliche Unvollkommenheiten, die einem christlichen Leben in der Regel massenhaft anhängen, müssen also im Jenseits weggebrannt werden, falls sie nicht in diesem Leben noch getilgt worden sind, weil nichts Unvollkommenes in den Himmel eingehen kann (Offenb. 21, 27).

Fisch.

I.

In der altchristlichen Zeit galt der Fisch als Sinnbild Christi und als Sinnbild des Christen, das letztere nämlich in Hinsicht auf die Taufe. Wie die Fische bloß aus dem Wasser kommen können, so kommen auch die Christen aus dem Wasser, nämlich aus dem Taufwasser; ohne Taufe kein Christentum; die Wiedergeburt des Menschen geschieht „aus dem Wasser und dem hl. Geiste". In den ersten christlichen Zeiten nun wurden die Täuflinge gewöhnlich nicht mit Wasser auf das Haupt begossen wie jetzt, sondern gleich ganz in einen Taufbrunnen hinuntergetaucht. Die Neugetauften, also die Christen, gingen folglich mit dem ganzen Leib aus dem Wasser hervor wie Fische. Die so Ge-

tauften mußten sich nach diesem Bade der Wiedergeburt natürlich umkleiden; sie zogen weiße Kleider an und gingen dann zur hl. Kommunion. Daher kommt der Name „weißer Sonntag". (Weil bei jenen Taufbrunnen der Pate dem Getauften aus dem Wasser heraushelfen mußte, darum sagt man noch heute: Einen aus der Taufe heben.) Fischlein nannten sich die Christen wohl auch deswegen, weil die hl. Apostel Fischer waren, und Jesus Christus selbst zu Petrus sagte (Luk. 5, 10): „Von nun an wirst du Menschen fangen." Auch ist der Fisch dasjenige Tier, das bei der Sündflut nicht umkam. So wird auch der Christ allein aus der Sündflut dieser Welt zum ewigen Leben gerettet.

II.

Der Fisch war von jeher Nahrung des Menschen. Der göttliche Heiland selbst aß Fische und zwar sogar mit verklärtem Leib (Luk. 24, 42). Der verklärte Leib (auch der unsrige nach der Auferstehung) ist nämlich ein wahrer, wirklicher, eigentlicher Leib, obschon himmelweit verschieden von unserm jetzigen, hinfälligen, sterblichen Leib. Der verklärte Leib der Seligen nach der Auferstehung ist der nämliche, den sie im

irdischen Leben gehabt haben; aber er hat mehr die Eigenschaften eines Geistes als eines irdischen Körpers. Im allerheiligsten Altarssakrament ist Jesus Christus ebenfalls mit verklärtem, mit verherrlichtem Leib gegenwärtig; darum kann er da auch nichts mehr leiden. Wenn ein teuflischer Mensch eine hl. Hostie zerschneiden oder verbrennen würde, so wäre das zwar ein schreckliches Verbrechen, aber der allerheiligste Leib Christi würde durchaus keinen Schmerz empfinden. Jesus Christus würde bei der Zerstörung der Hostie einfach zurücktreten, aus ihr herausgehen; denn er ist bloß so lang gegenwärtig, als die Gestalten von Brot und Wein verhanden sind.

III.

Zwei sehr bedeutsame Geschichten von Fischen erzählt das alte Testament (Jonas 2, 1 und Tob. 6, 2 2c.).

1. Der Jonasfisch war ein Vorbild des Grabes Jesu Christi, wie der göttliche Lehrer selbst erklärt (Matth. 12, 40 u. a.). Drei Tage war Jonas im Bauche des Meerfisches begraben, bis er wunderbar wieder ans Licht kam.

Gott fügte es, daß er da nicht erstickte und wieder unversehrt ausgespieen wurde. Bloß drei Tage (angefangene drei Tage) war auch Jesus Christus im Grabe. — Nach Gottes Plan und Wille lieferte das alte Testament die verschiedensten Vorbilder für das neue Testament und so wollte Gott auch für die wunderbare Auferstehung Jesu Christi von den Toten ein Vorbild im alten Testament haben und ließ daher das Verschlungenwerden und Gerettetwerden des Jonas geschehen.

2. Auch der Tobiasfisch hat offenbar eine höhere, übernatürliche Bedeutung, weil in der hl. Schrift so viel Wesen aus ihm gemacht ist, indem sogar einer der höchsten Geister, die vor dem Throne Gottes stehen, nämlich der Erzengel Raphael, sich mit diesem Fische befaßt hat (Tob. 12, 15). Dieser Heilsfisch versinnbildet uns (nach dem hl. Augustin) den Heiland selbst, wie er aus seinem Elemente, nämlich aus dem Himmel, in diese Welt kam (wie jener Fisch aus seinem Elemente ans Land), wo er getötet wurde, und wo sein Tod die Finsternis des Geistes hinwegnahm (wie die Galle des Fisches die Blindheit des Vaters des Tobias), und wo sein Tod die

Macht des Satans brach (ähnlich wie die Leber des Fisches) und den Satan fesselte (Offenb. 20, 3), und wo sein Tod der gutgesinnten Menschheit Glück und Fruchtbarkeit brachte (wie das Herz des Fisches der Ehe des Tobias mit der Sara). Daß jener Fisch den Tobias verschlingen wollte, bedeutet dann das, daß die Gerechtigkeit Gottes die Menschheit verderben sollte, aber dann in Barmherzigkeit umschlug. (Vergl. auch I. Mos. 32, 24.)

Das Wort „Raphael" bedeutet „Gott heilt". Auf den Rat dieses Erzengels zog Tobias jenen Fisch ans Land, weidete ihn aus und gebrauchte Herz, Galle und Leber als Heilmittel. So heilte er mit der Galle das Auge seines blinden Vaters. Bei diesen Heilmitteln wirkte ein besonderer Segen Gottes. „An Gottes Segen ist alles gelegen," und darum ist in allen Stücken das Gottvertrauen und das Gebet die Hauptsache, aber nicht als ob der Christ die natürlichen Mittel verachten und sich auf das Beten allein verlegen dürfte. Würde einer Tag und Nacht beten, aber nichts mehr essen, so würde er doch verhungern, und würde einer immer beten, aber nichts mehr lernen, so würde er doch nichts können. So ist

es auch bei Krankheiten. Man darf nicht einfach denken: Gott wird schon helfen, wenn er mag. Gott sagt uns dagegen im Buche Sirach Kap. 38: „Gib Zutritt dem Arzte.... Alle Arznei ist von Gott.... Der Allerhöchste schuf die Arzneien aus der Erde, und der weise Mann hat keinen Abscheu davor."

Frosch.

1. Der Frosch ist ungemein gefräßig. Gäbe es allgemein sehr viel Frösche, so wäre es ein Verderben. Gott hat einstens das Land Ägypten durch eine Unzahl Frösche gestraft, weil die Ägypter das auserwählte Volk Israel plagten und nicht fortziehen lassen wollten, wie Gott es verlangte (II. Mos. 8). Er sandte „Frösche, die sie verderbten“ (Ps. 77, 45). „Ihr Land brachte Frösche hervor auch in den Gemächern ihrer Könige“ (Ps. 104, 30; ebenso Weish. 19, 10). Wie die Gaben und Gnaden der göttlichen Güte sehr mannigfach sind, so sind auch die Strafen der göttlichen Gerechtigkeit sehr verschieden und ohne Ansehen der Person. Gott schickte auch in die königlichen Häuser Frösche, wie er noch heute alle Art Unglück und Verderben auch über Fürsten kommen läßt.

2. Der Frosch ist wie das Schwein kein Freund der Reinigkeit. Darum sagt das Sprüchwort: „Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl, wenn er auch säß auf gold'nem Stuhl.“ So ist es auch bei vielen lasterhaften Menschen. Viele Lasterhafte empfangen sogar öfters die hl. Sakramente der Buße und des Altares, fallen aber dennoch immer wieder in ihr altes Lasterleben zurück, wenn sie es einmal gar zu stark in der Gewohnheit haben. Wenn sie es oft noch so gut meinen mit ihrer Besserung, und wenn sie auch kurze Zeit auf dem goldenen Stuhl der heiligmachenden Gnade sitzen, so hüpfen sie doch wieder in den Pfuhl der Sünde, weil die böse Gewohnheit zu mächtig über sie ist. Drum keine üble Gewohnheit wie Saufen, Spielen, Unkeuschheit aufkommen lassen! Es ist viel leichter, nicht anfangen, als das Angefangene wieder aufgeben. „Widerstehe gleich anfangs!“ sagt ein uraltes Sprüchwort.

Daß der Frosch ein Bild der Unreinigkeit ist, sehen wir auch aus der hl. Schrift. In der geheimen Offenbarung 16, 13 steht: „Ich sah aus dem Munde des Drachen und aus dem Munde des Tieres und aus dem Munde des falschen Propheten drei unreine Geister her-

vorgehen wie Frösche.“ „Die Froschgestalt versinnbildet das Widrige, Schmutzige, Zudringliche in Natur und Treiben dieser Geister.“ So widrig, schmutzig, zudringlich sind auch unkeusche Menschen, die man meiden muß, und denen man überall gleich ausweichen soll, wo sie einem schaden könnten.

Fuchs.

1. Er ist das Sinnbild der Schlauheit. Darum hat der göttliche Heiland selbst den König Herodes wegen seiner Schlauheit einen Fuchs genannt (Luk. 13, 32). Herodes hat aus Schlauheit unter anderm den Tempel zu Jerusalem herrlich umbauen und herrichten lassen (Mark. 13, 1), bloß um sich bei den Juden einzuschmeicheln und um sich selbst einen Namen zu machen, aber nicht aus Frömmigkeit; der Religion halber hätte er lieber den Tempel und alle Gotteshäuser einreißen lassen statt aufbauen. Schlechte Menschen sind nämlich meistens recht schlau und thun viel gegen ihre Gesinnung und gegen ihre Freude, nur daß sie schön dastehen sollen vor anderen Leuten, daß sie überall glatt durchkommen und Nutzen haben. So gibt es Bilderhändler, die haben Heiligenbilder und haben zugleich gotteslästerliche und lüderliche Bilder,

alles in einer Mappe, damit sie überall Geschäft machen können, bei rechten und bei schlechten Leuten.

Recht schlau war der alte römische Kaiser Julian, der Abtrünnige. Als nämlich das römische Reich das Christentum angenommen hatte, da wollte dieser schlechte Fürst, der mit Heuchelei und Verstellung Kaiser geworden war, alles wieder heidnisch machen. Weil er nun wußte, daß das Martern früher in der heidnischen Zeit nichts geholfen hat, so packte er es anders an. Er versuchte es, die Christen durch falsche Lehre um den Glauben zu bringen. Er befahl sogar, daß die christlichen Kinder nichts lernen durften, damit sie alle recht dumm bleiben sollten gegen die Heiden. Die heidnischen Kinder sollten recht viel lernen in der Schule, und die christlichen sollten nichts lernen, so daß die Heiden überall die Oberhand gewinnen sollten. Aber Gott ist schlauer als die Menschen. „Es gibt keinen Rat wider den Herrn," sagt die hl. Schrift (Sprüche 21, 30). Julian hat nichts ausgerichtet und ist zuletzt elend im Krieg umgekommen. Man erzählt, er habe, in der Schlacht verwundet, mit der Hand sein Blut gegen den Himmel gespritzt und dabei ausgerufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!"

Die beste Schlauheit ist die Ehrlichkeit, die Wahrheit und Gerechtigkeit, weil diese nie zu Schande wird. Die Gerechtigkeit gewinnt schließlich jedes Spiel.

2. Ist die List gar nie erlaubt? — Daß sie überhaupt nie erlaubt sei, das kann man nicht sagen; z. B. im Kriege ist sie unbestreitbar erlaubt. Es handelt sich da immer um sehr viel, und eine List hilft da oft mehr als alle Tapferkeit, und ist auch von jeher überall Kriegslist angewendet worden. Ein Feldherr des Altertums, Hannibal, der in einem Thale eingeschlossen, d. h. von allen Seiten vom Feind umgeben war, und der nicht mehr herausgekommen wäre mit seinen Soldaten, der hat in der Nacht seinem Vieh Reisigbüschel an die Hörner gebunden und sie angezündet, so daß das Vieh wütend davongelaufen ist, auf die Feinde zu. Diese sind dann aus Schreck und Verwirrung geflohen, und der Feldherr ist mit seinen Soldaten geschwind aus diesem Bergthal heraus, sonst wäre es für ihn gefehlt gewesen. Eine erlaubte Kriegslist hat auch Otto von Wittelsbach angewendet, der mit seinen Soldaten auf einen Felsen kletterte und die feindlichen Italiener oben auf einem

Berg besiegte, die den Kaiser Friedrich nicht durch Italien ziehen lassen, sondern gefangen nehmen oder umbringen wollten. Auch der heilige Kaiser Heinrich hat gleich nach seiner Kaiserwahl, da seine Soldaten zu wenige waren, durch List seinen Gegner besiegt; er ist dem Feinde anfangs schlau aus dem Wege gegangen, bis der rechte Zeitpunkt kam. Die ersten Christen mußten oft List anwenden, um ihren Verfolgern zu entgehen. So hat auch der hl. Apostel Paulus einmal eine erlaubte List angewendet, um zu entrinnen. Die Juden wollten ihn strenge strafen, weil er das Christentum predige. Da erklärte er, er predige die Auferstehung des Fleisches, wie es ja wirklich der Fall war. Das sagte er aber bloß aus List, weil er nämlich wußte, daß auf dieses Wort hin die Juden selber gleich unter einander Händel bekämen, weil nämlich einige Juden fest an die Auferstehung am jüngsten Tage glaubten, andere aber nicht. So ist es auch gekommen. Man hat den heiligen Paulus ohne Strafe schlupfen lassen, und er hat wieder weiter gepredigt wie zuvor.

Die rechte, christliche Schlauheit heißt man aber gewöhnlich nicht Schlauheit, sondern Klugheit. „Seid klug wie die Schlangen und ein-

fältig wie die Tauben!" sagt der göttliche Lehrer (Matth. 10, 16). Der Christ muß immer mißtrauisch sein gegenüber der Welt und gegenüber sich selbst, daß er nicht sündigt, nicht in Irrtum und Verderben der Seele hineingerät. „Einfältig" muß man sein, das will sagen, einfachen Geistes, nicht doppelzüngig und doppelsinnig, nicht immer zweideutig und hinterlistig, sondern wahrhaft aufrichtig bei aller Vorsicht. Klug sein muß man namentlich auch insofern, als man nicht alles glauben darf, was man hört und liest. „Glaubet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!" (I. Joh. 4, 1.)

3. Die hl. Brigitta vergleicht mit dem Fuchse den Teufel. Sie schreibt: „Es gibt ein kleines Tier, man nennt es Fuchs; dasselbe ist sorgsam und aller List voll, um sich alle seine Bedürfnisse zu verschaffen. Es stellt sich zuweilen, als schliefe es und wäre gleichsam tot, damit es die Vögel, welche sich auf ihm niederlassen, desto freier fangen und verschlingen möge, je unbehutsamer sie sich auf ihm niederließen. Der Fuchs gibt auch auf den Flug der Vögel Acht, und diejenigen, welche er vor Ermattung auf der Erde oder unter einem Baume sich nieder-

lassen sieht, raubt und verzehrt er; diejenigen aber, welche mit ihren beiden Flügeln davonfliegen, beschämen ihn und vereiteln seine Bemühungen. Dieser Fuchs ist der Teufel, welcher die Freunde Gottes beständig verfolgt, und besonders diejenigen, welche die Galle seiner Bosheit und das Gift seiner Nichtswürdigkeit nicht haben. Er stellt sich auch gleichsam, als schliefe er und sei tot; denn bisweilen läßt er den Menschen frei von schweren Versuchungen, um ihn, wenn er im geringsten nicht auf der Hut ist, desto freier zu betrügen und zu verwickeln. Zuweilen auch läßt er das Laster eine Tugend scheinen und im Gegenteile die Tugend ein Laster, damit es den Menschen in Verwirrung bringe und, wenn ihm vorsichtige Klugheit nicht hilft, zu Grunde richte. . . . Zuweilen auch läßt der Teufel Trübsale und Sorgen hereinbrechen, damit der Mensch im Übermaße der Traurigkeit aufgelöst werde; zuweilen auch schüttet der Teufel Ängsten und Sorgen ins Herz, damit der Mensch lau werde im Dienste Gottes, oder damit der Mensch, wenn er unbehutsam im Kleinsten ist, in Größeres verfalle."

Garten.

1. Der Garten ist ein liebliches **Bild der Ordnung und Fruchtbarkeit.** Im Garten hat alles seinen bestimmten Platz: die Blumen haben ihre Plätze, die Gemüse, die Gesträuche, die Bäume. Da ist kein Durcheinander. Keines steht dem andern im Weg, keines hindert das andere im Wachstum und Gedeihen. Der Garten wird gepflegt. Man überläßt die Pflanzen nicht sich selbst, sondern sieht immer nach, ob und wie sie gedeihen, und man hilft nach durch Bewässerung, Düngen u. s. w. Darum ist der Garten so fruchtbar. Überdies wird dann der Garten auch noch geschützt durch einen Zaun oder gar durch eine Gartenmauer.

2. Mit einem Garten verglichen wird die **katholische Kirche.** Schon beim Propheten Isaias (51, 3) wird die Kirche genannt „Gar-

ten des Herrn" (vergl. Ezech. 36, 35). Warum? Das ist leicht einzusehen: in der Kirche herrscht eine Ordnung und Fruchtbarkeit wie sonst nirgends, eine übernatürliche Ordnung und Fruchtbarkeit, wie sie die Welt nicht geben kann. Jesus Christus selbst, dessen Erlösungstod alle übernatürliche Fruchtbarkeit gebracht hat, ist ihr Gärtner, wie er denn auch nach seiner Auferstehung, also nach vollbrachter Erlösung, der Maria Magdalena in der Gestalt eines Gärtners erschienen ist (Joh. 20, 15). Jesus Christus hat den Garten der katholischen Kirche gepflanzt, er hat nämlich die sieben Sakramente eingesetzt, ein wohlgeordnetes Priestertum eingeführt u. s. w. Er hat dann diesen Garten der Kirche bewässert mit dem lebendigen Wasser des ewigen Lebens (Joh. 4, 14) und ihn gedüngt mit seinem eigenen kostbaren Blut. Auch hat er dem „Garten des Herrn" einen lebenden, immer grünen, unzerstörbaren Zaun gegeben: das unfehlbare Lehramt der Kirche. Fremde Gewächse, die nicht hineingehören, kommen nicht hinein, und eigene schlechte Gewächse, nämlich das Unkraut, werden ausgejätet und über den Zaun geworfen (die Censuren). „Ein verschlossener Garten bist du," heißt es im hohen Lied 4, 12. Verschlossen be-

bedeutet hier soviel als getreu. Die Kirche dient bloß ihrem Herrn und Bräutigam Jesus Christus, keinem andern, für andere ist sie verschlossen. Eben deswegen wird sie auch so viel verfolgt. Sie soll es mit der Welt halten, mag aber nicht; sie bleibt Gott getreu.

3. Mit einem Garten verglichen wird die menschliche Seele. „Ein verschlossener Garten bist du, meine Schwester, meine Braut.“ Diese Worte (hohes Lied 4, 12) werden meistens auf die allerseligste Jungfrau Maria bezogen. Von ihr gilt das nämliche, was von der katholischen Kirche überhaupt gilt: In ihr war alles wohlgeordnet, keine Tugend hinderte die andere (darum heißt sie auch „Spiegel der Gerechtigkeit“); bei ihr war die herrlichste Fruchtbarkeit, weil sie den Sohn Gottes selbst gebar, und sie war mit einer Mauer umschlossen, weil sie unbefleckt empfangen wurde und niemals irgend eine Sünde in ihre Seele kam.

Von den Gerechten im Reiche des Messias sagt der Prophet Jeremias (31, 12): „Ihre Seele wird wie ein wasserreicher Garten sein,“ und der Prophet Isaias (58, 11) sagt von denen, welche die Werke der Barmherzigkeit üben: „Du wirst sein wie ein bewässerter Gar-

ten,“ während es von den Sündern heißt, sie seien wie ein Garten ohne Wasser, d. h. unfruchtbar (Jſ. 1, 30).

Ein schöner Garten des Herrn soll auch schon die Seele des Kindes sein. Da dürfen nicht fehlen die Blumenbeete des Morgen- und Abendgebetes, des Tischgebetes 2c.; da dürfen nicht fehlen die Gebetsblümlein zum hl. Schutzengel und zum hl. Namenspatron; da dürfen nicht fehlen die Gebetsblüten für die Eltern, Verwandten und Wohlthäter; da darf nicht fehlen das Vergißmeinnicht für die armen Seelen; da soll auch schon jener prächtige Fruchtbaum, der Palmenbaum der hl. Messe, nicht selten sein. Zur Bewässerung dieses Gärtleins ist der Religionsunterricht und sind alle guten Lehren der Eltern und Lehrer. Ein guter Gartenzaun ist dann der Gehorsam des Kindes. Nichts nützt ihm für Zeit und Ewigkeit mehr als der Gehorsam.

Gold.

1. Mit dem Golde vergleichbar ist der christliche Glaube. Das Gold hat vier ausgezeichnete Eigenschaften (der echte und rechte Glaube auch); es ist a) gediegen von Haus aus, es findet sich nämlich fast immer im allerreinsten Zustande, unvermischt, nicht wie andere Metalle vermischt. Unser Glaube muß auch unvermischt sein, unvermischt mit Irrtümern. Rein und unverfälscht bewahrt wird aber der Glaube nur durch das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche. Der einzelne Christ für sich könnte nicht entscheiden, was reiner und was nicht reiner Glaube ist. Deswegen hat Gott dieses Lehramt eingesetzt, daß jeder Christ nach ihm sich richte und alles glaube, was es lehrt. Darum sagt der Katechismus, unser Glaube müsse 1) „allgemein" (vollständig) sein, was auf das Gleiche hinauslauft, als wenn es hieße, er muß rein

sein. Das Gold ist b) dehnbar, dehnbarer als andere Metalle; es läßt sich nicht absprengen, man mag es noch so hin und herbiegen; es hält fest. (Darum hat man so oft Brillengestelle aus Gold, nicht so sehr, weil sie vornehmer sind als andere, sondern hauptsächlich, weil sie fest sind; alle andern, z. B. eiserne, brechen leichter.) Unser Glaube muß auch sein 2) „fest", d. h. ohne den geringsten Zweifel. Das Gold ist c) immer glänzend, es rostet nicht, sein Sonnenglanz vergeht nicht, sondern bleibt lebendig. Das ist seine wertvollste Eigenschaft; in diesem lebendigen Glanze besteht der eigentliche Wert dieses edelsten Metalles. Unser Glaube muß auch 3) „lebendig" sein, d. h. ein Tugendglaube, der fort und fort auch nach außen hin in guten Werken seinen Glanz zeigt, ein Thatglaube, kein lehrer Wortglaube. Unser Glaube muß 4) „standhaft" sein. Das Gold ist auch standhaft oder, wie man da sagt, „feuerbeständig", d. h. es hält sogar im Feuer beim Umschmelzen stand. Andere Metalle geben beim Umschmelzen weniger Gewicht und verändern sich, das Gold aber gar nicht.

Der hl. Apostel Petrus will, „daß die Prüfung (Bewährtheit) eures Glaubens viel köst-

licher als durch Feuer erprobtes Gold erfunden werde" (I. Pet. 1, 7).

Gold, Weihrauch und Myrrhen opferten einstens die drei Weisen aus dem Morgenland dem göttlichen Erlöser zum Zeichen der Anbetung. Das Gold bedeutet den Glauben, der Weihrauch die Hoffnung (die jedem menschlichen Gebete zu Grunde liegt), die Myrrhen die Liebe, die sich in der Selbstverleugnung bewährt (Matth. 2, 11).

2. Mit dem Golde vergleichbar ist die Uneigennützigkeit, die sich als die edelste Gottes- und Nächstenliebe zeigt. Die hl. Gertrud schaute in einem Gesichte, wie ein hl. Apostel die guten Werke der Ordensleute aufschrieb. Mit schwarzer Tinte merkte er diejenigen an, die in der Absicht verrichtet wurden, um dadurch Gottes Gnade oder Ähnliches zum eigenen Heil zu erlangen, dagegen mit goldener Tinte diejenigen, die rein zur Ehre Gottes und zum Heile aller geschahen, nur um Gott Ehre und Liebe zu erweisen, so daß die Betreffenden auf Verdienst, Belohnung und Gnade vollständig verzichteten. In der geheimen Offenbarung des hl. Johannes (3, 18) spricht der hl.

Geist: „Ich rate dir, von mir Gold zu kaufen, das im Feuer geläutert ist.“ Warum Gold? — Weil du dich um das Beste bewerben sollst, und das Beste ist eben die wahre Liebe. Warum kaufen? — Weil du das Beste, die Tugend, nicht als müheloses Geschenk bekommst; du mußt mit der Gnade mitwirken. Man redet ja von erworbenen Tugenden. Die sind zwar auch von Gott, sind auch eine Gnadengabe Gottes, aber in der Weise, daß der Mensch zu ihrer Erwerbung mitwirken muß. Gnade gibt Gott jedem, aber nicht gleich ein volles Maß, sondern die Gnade, sofern der Mensch sie benützt, wächst nach und nach wie ein Kapital, wie ein Talent, das man gut anwendet. Gott gibt uns den Himmel nicht ganz umsonst, sondern wir müssen Gott bezahlen mit demütiger Unterwerfung und mit dem unaufhörlichen Zins anhaltenden Gebetes. „Betet ohne Unterlaß!“ (I. Thess. 5, 17.)

3. Mit dem Golde vergleichbar ist das Herz des heiligen Christen. „Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid und der der Geist Gottes in euch wohnt?“ schreibt der hl. Apostel Paulus (I. Kor. 3, 16). Im Tempel Salomons war nichts, was nicht mit Gold bedeckt war (III. Kön. 6, 22). So ist auch im

Herzen der Kinder Gottes alles mit Gold bedeckt, d. h. durch reine Absicht, durch lautere Gesinnung geheiliget. Im Buche Sirach 50, 10 heißt es vom Hohepriester Simon: „Er war wie ein Gefäß von gediegenem Golde, mit allerlei kostbaren Steinen geziert." „Du geistliches Gefäß, du ehrwürdiges Gefäß, du vortreffliches Gefäß der Andacht," heißt es bekanntlich von der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, wie es auch heißt „du goldenes Haus". Auch der hl. Aloysius wird in einem Gebete ein vortreffliches Gefäß der Andacht genannt. Ein Gefäß der Andacht soll rein und gediegen sein wie jene Rauchfässer im Tempel zu Jerusalem, die von ganz reinem Gold waren (III. Kön. 7, 50). Wie der aufsteigende Weihrauch ein Sinnbild des himmelwärts steigenden Gebetes ist, so ist das Rauchfaß ein Sinnbild des betenden Herzens. Der hl. Gertrud erschien einmal das hl. Herz Jesu in Gestalt eines brennenden Rauchfasses. In den Sprüchen 17, 3 heißt es: „Wie das Gold im Schmelzofen geprüft wird, so prüft der Herr die Herzen." Ebenso Weish. 3, 6 und Sir. 2, 5.

4. Das Gold ist namentlich ein Sinnbild der Vollkommenheit. Nichts Unvollkommenes

kann ins Himmelreich eingehen. Deswegen prüft der Herr die Herzen, wie das Gold im Schmelzofen geprüft wird. Der heilige Evangelist Johannes hatte eine Erscheinung, in welcher er die himmlische Stadt Jerusalem sah: „Die Stadt selbst war reines Gold“ (Offenb. 21, 18), „die Gassen der Stadt reines Gold“ (Offenb. 21, 21). Das will eben sagen: Alles bis ins Letzte ist durchaus vollkommen und vollendet. — Es gibt viele heilige Bilder mit Goldgrund. Dieser Goldgrund deutet auf die Vollkommenheit des Reiches Gottes oder der Stadt Gottes, wo sogar die Straßen reines Gold sind. Er deutet darauf, daß im Christentum alles durch die Gnade des hl. Geistes geheiligt und gleichsam verklärt ist. Wie die Natur im natürlichen Lichtglanze strahlt, so lebt die Kirche gleichsam von einem übernatürlichen goldigen Lichtglanz umflossen, und der Christ richtet in allem seinen Blick auf die Vollkommenheit Christi, des Bräutigams, von dem es im hohen Lied 5, 11 heißt: „Sein Haupt ist das beste Gold.“

5. Das Gold bedeutet überhaupt das Beste, das Vorzüglichste. Das Beste gebührt aber Gott. Darum spricht der Herr der Heerscharen bei Aggäus 2, 9: „Mein ist das

Silber, und mein ist das Gold“ und fährt fort: „Größer soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses als des ersten sein.“ (Das letzte Haus ist das neue Testament, das erste das alte.) Im neuen Testament gebührt Gott erst recht das Beste, das Vorzüglichste in jeder Beziehung, im Geistigen wie im Körperlichen, in der Gesinnung wie im Sichtbaren. Deswegen haben auch gleich schon die drei Weisen aus dem Morgenland bei der Erscheinung Christi anbetend Gold geopfert (Matth. 2, 11), wie schon der Prophet Isaias vorausgesagt hatte: „Die aus Saba kommen alle, opfern Gold und Weihrauch und verkünden das Lob des Herrn“ (Is. 60, 6; Ps. 71, 10). Diese Weissagung erfüllt sich fort und fort. Wer könnte die goldenen Kelche, Monstranzen, Kreuze, Gewänder, die wertvollsten Kunstwerke aller Art überhaupt abschätzen, welche dem Herrn der Heerscharen im neuen Testament schon geopfert worden sind? Und da gilt noch mehr als im alten Testament das Wort der hl. Schrift (I. Esd. 8, 28): „Ihr seid die Heiligen des Herrn, und die Gefäße sind heilig, auch das Silber und Gold, welches freiwillig geopfert worden dem Gott unserer Väter.“

Die hl. Gefäße in der katholischen Kirche müssen wenigstens innen vergoldet sein, nämlich Meßkelche und Hostienteller (Patenen) und Monstranzen (der Teil nämlich, der mit dem allerheiligsten Sakramente des Altares in nächste Berührung kommt).

Weil das Gold das Beste und Vorzüglichste darstellt, deswegen heißt es in einem Buche der hl. Brigitta anstatt „die hl. Schrift" „die goldene Schrift".

6. Mißbrauch des Goldes; grober und feiner Götzendienst. Daß sich auch der Satan um das Gold bewirbt, ist natürlich. Nicht für sich selbst bewirbt er sich, sondern für seine Leute, die er verführt und verderbt. Ganze Völker verführte er schon, so daß sie wie einst die Ägypter den Götzen (den Teufeln) Bildsäulen aus Gold aufstellten und selbe anbeteten (V. Mos. 29, 17; Baruch 6, 23). Sogar das Volk Israel in der Wüste brachte er soweit, daß die Juden ein goldenes Kalb machten und anbeteten (II. Mos. 32, 24). Das ist der grobe Götzendienst. Es gibt auch einen feinen Götzendienst; das ist die Habsucht. Darum gibt der göttliche Lehrer dem Welt-Reichtum den Götzennamen

„Mammon“; so bei Matthäus 6, 24: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ „Gold und Silber hat viele verführt“ (Sir. 8, 3; ähnlich Sir. 31, 6). Der Mammon bringt viele in die Hölle, vielen aber sogar schon in diesem Leben Verderben, statt wahres Glück. Wie viele sind ermordet worden, bloß weil sie reich gewesen sind! Als einstens Juden ihren Kriegsfeinden, den Römern, in die Hände fielen, verschluckten sie ihr Gold, damit es die Römer nicht bekommen sollten. Was thaten aber die römischen Soldaten? Sie schnitten diesen gefangenen Juden die Bäuche auf in der Meinung, sie bekämen dabei mehr Gold, als wenn sie die Gefangenen als Sklaven verkauften. — Im Februar 1889 gewann ein Bäckerlehrling in Konstantinopel den Haupttreffer der Türkenlose. Er erzählte es dem Meister und den Gesellen. Diese aber knebelten ihn heimlich und verbrannten ihn im Backofen und wollten das Geld für sich holen. Das Verbrechen kam zufällig auf.

Auf Gold vertrauen ist eitel. (Baruch 3, 19.) Gold haben, reich sein, ist nichts Unrechtes, aber man soll damit nicht prunken (I. Tim. 2, 9) und darf seine Seele nicht daran hängen; man darf nicht habsüchtig und geizig sein. Das kann

man auch, wenn man kein Geld hat, und umgekehrt muß ein Reicher seinen Reichtum nicht notwendig als Mammon betrachten, sondern kann im Geiste Jesu Christi ihn mißachten und nach Gerechtigkeit und Billigkeit zum Guten verwenden. „Hab ich in Gold meine Kraft gesetzt und zum gelben Erz gesagt: Meine Zuversicht bist du? Hab' ich über die Menge meiner Reichtümer mich gefreut?" sagt der tugendhafte Job (31, 24). Er hat dies nicht gethan. „Ich liebe deine Gebote mehr als Gold und Edelgestein," ruft der Psalmist aus (Ps. 118, 127). Diese Gesinnung müssen auch wir haben. Wahrheit und Gerechtigkeit müssen uns immer höher stehen als Geld und Gut. Sieh Sprüche 3, 14 und 8, 10 und 16, 16.

Hase.

Der Hase ist furchtsam. Darum nennt man einen furchtsamen, feigen Menschen Hasenfuß, und darum sagt man von einem, der aus Furcht davonlauft: Er verläßt sich auf des Hasen Stärke, er ergreift das Hasenpanier. Der Hase, dieser arme, hilflose Kerl, hat schon recht, daß er in Gefahr davonlauft; er kann nichts Besseres thun. Der Mensch aber darf kein Hasenfuß sein; er soll immer auf alles gefaßt sein, was Gott schickt, und soll sich nie aus der Fassung bringen lassen. Der Christ soll als ein wahrhaft weiser Mensch sich auch nie gar zu unbändig freuen über zeitliche Güter und umgekehrt sich wegen solcher niemals übermäßig betrüben, er soll immer Gleichmut bewahren.

Fürchten nun und fliehen muß der Christ freilich auch etwas, nämlich das größte Übel,

das es gibt: die Sünde, und auch schon die Gelegenheit zur Sünde. Bösen Gelegenheiten soll man sogleich aus dem Wege gehen, wo man sie merkt. „Wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen“ (Sir. 3, 27). Hätte sich Eva nicht auf ein Gespräch mit der Schlange eingelassen, so hätte sie nicht gesündigt. Mancher Mensch läßt sich zuviel auf nutzlose Sachen ein, z. B. auf verdächtige Zeitungen, und schadet seiner unsterblichen Seele. Schlechte Zeitungen und Bücher sind wie die Schlange im Paradiese. Sie sagen wie die Schlange: „Es werden euch die Augen aufgehen, wenn ihr nicht alles glaubt. Dann seid ihr Gebildete, und die Bildung ist das Höchste. Als Gebildete könnt ihr euch dann jedem an die Seite stellen. Kümmert euch nicht so viel um Religion und Geistlichkeit! Man will euch mit der Religion bloß beherrschen. Die Geistlichen glauben selber nicht alles,“ und was dergleichen gewissenlose Redensarten sind. Wenn der Mensch durch schlechte Schriften auch nicht gleich seinen Glauben verliert, so nimmt die Seele trotzdem sehr leicht Schaden; man wird zweifelsüchtig, stolz auf seine eigene Weisheit und Kraft, lau und gleichgiltig gegen das göttliche Gesetz, so daß man schließlich bei seinem Tode von Jesus Chri-

stus folgende Note (Censur) bekommen kann: „Weil du lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde“ (Offenb. 3, 16).

„Die Furcht des Herrn ist die Krone der Weisheit“ (Sir. 1, 22.) Diese Furcht ist eine wahrhaft vernünftige, berechtigte und heilsame Furcht. Wer weiß, daß es einen Gott gibt, und wer dieser Gott ist, der muß ihn notwendig fürchten; denn gegen Gott kann man sich weniger wehren als der Hase gegen den Jäger, und vor Gott kann auch niemand entfliehen; denn Gott ist allgegenwärtig, allwissend, allmächtig. Gott gegenüber kann man nur Eines mit Vorteil thun, nämlich thun, was Gott haben will. Sonst führt nichts zum Ziel. Darum sind auch die weisesten Menschen die gottesfürchtigsten gewesen, auch unter den Heiden. Umgekehrt, je thörichter und nichtswürdiger ein Mensch ist, desto weniger fürchtet er Gott. Gegen Gott und sein Gesetz Krieg führen wollen kann bloß solchen einfallen, denen Gott zur Strafe die rechte Einsicht genommen hat: Narren. Ein solcher Narr und gottverlassener Mensch ist gewesen der Franzose Voltär im vorigen Jahrhundert, der aber auf dem Todbett doch eine solche Furcht vor der

Hölle bekommen hat, daß alle Hasen von der ganzen Welt in allen fünf Erdteilen in sechs-tausend Jahren zusammen nicht so viel Angst haben können wie dieser Maulheld Voltär, als er vor Gottes Gericht erscheinen mußte. Seine Furcht war eine übernatürliche Angst, eine wahre und eigentliche Höllenangst, wie sie bei unvernünftigen Tieren nicht möglich ist. Bei seinem Absterben war ein protestantischer Arzt gegenwärtig, dem es ganz schauderte vor einem solchen Ende. Voltär sah nämlich lauter böse Geister um sich, die auf seinen Tod warteten, und er fluchte und tobte wie ein Besessener, daß es entsetzlich war. — Gottlose Menschen wollen oft gläubige Christen auslachen, weil sie Tod und Teufel fürchten; aber jene fürchten sich selbst hundertmal ärger, wenn es darauf ankommt. Sie fürchten nicht bloß den Tod, sondern alles Mögliche. Gottlose Menschen sind überhaupt feige Menschen. Darum sagt der Psalmist (Ps. 52, 6): „Sie haben da gezittert vor Furcht, wo keine Furcht war" (d. h. wo nichts zu fürchten war). Besonders haben Leute ohne Religion gewöhnlich gleich die größte Hetzangst bei jeder, auch der geringsten Erkrankung. Für den Leib haben sie tausend Sorgen, für die Seele keine.

Daß ihre Seele krank ist und ihnen jeder Tag den ewigen Tod, die Verdammung, bringen kann, daran denken solche nicht. Jesus Christus hat gesagt (Matth. 10, 28): „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht töten können, sondern fürchtet vielmehr denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stürzen kann!"

Hirsch.

I.

Der Hirsch, dieses liebe Tier (Sprüche 5, 19 und hohes Lied 2, 9), ist ein Sinnbild der Schnelligkeit. Man sagt schon im gewöhnlichen Leben: „Der springt wie ein Hirsch, der ist flink wie ein Hirsch“ und dergl. Auch in der hl. Schrift erscheint der Hirsch als Sinnbild der Schnelligkeit (I. Mos. 49, 21 und II. Kön. 22, 34 und Ps. 17, 34 und Habak. 3, 19).

1. „Es springt wie ein Hirsch der Lahme“ prophezeite im alten Testament Isaias (35, 6) vom Reiche des Messias, von der katholischen Kirche. Das Christentum brachte einen ungemein schnellen Fortschritt im Guten. Wie unglaublich rasch sind die verkommenen heidnischen Völker durch das Christentum umgewandelt worden! Wie rasch ist aus dem Völkersumpf des Heidentums eine überaus große Zahl herrlichster

Heiligen aufgeblüht! Wie rasch ist mancher Sünder durch die Gnade völlig umgewandelt worden, z. B. der Christenverfolger Saulus in den Apostel Paulus oder die heidnische öffentliche Sünderin Afra zu Augsburg in eine hl. Martyrin! Welche riesigen Fortschritte in der christlichen Vollkommenheit hat der lange im Christentum lahme Ignatius von Loyola gemacht, nachdem Gott ihn zu höherer Gnade berufen hatte! Ignatius, ein leichtfertiger Offizier, wurde bei einer Belagerung am Fuße verwundet. Weil er nun so lange im Bette bleiben mußte, so las er, nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Langeweile, weil keine anderen, weltlichen Bücher da waren, das Leben Jesu und der Heiligen, und das war der Wendepunkt seines Lebens. Gott hat also die Lahmheit seines Fußes zu seiner Bekehrung benützt. „Es springt wie ein Hirsch der Lahme" konnte man bei Ignatius sagen. (Vergl. II. Kön. 22, 30 2c.) Denn von da an war er unermüdlich und gar erfolgreich für die Ehre Gottes thätig und legte eine große, ruhmreiche Bahn zurück auf dem Wege der Vollkommenheit.

2. „Es springt wie ein Hirsch der Lahme" kann man von der Wirkung der göttlichen Gnade

auch insofern sagen, als sie große Freudigkeit des Herzens bringt, wodurch gar viel Leben und Bewegung in die christliche Seele kommt. „Die Jünger wurden voll Freude und hl. Geistes," erzählt einmal (13, 52) die Apostelgeschichte. „Die Frucht des Geistes ist: Liebe, Freude, Friede" ꝛc. (Gal. 5, 22).

3. Jesus Christus selbst wird mit einem Hirsche verglichen. Nach dem Sündenfall „fand sich ein schneller Hirsch, ein starker Löwe ein", schreibt die hl. Hildegard. Schnell gekommen ist der Erlöser freilich nicht, es dauerte ungefähr vier tausend Jahre; aber vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Auch ist der Weg vom Himmel auf die Erde gar weit, und der mußte erst gemacht, „bereitet" werden. „Bereitet den Weg des Herrn!" rief im alten Testament der große Prophet Isaias, und Johannes der Täufer fügte bei: „Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden." Das ist aber mangelhaft geschehen. Wenn der Sohn Gottes hätte warten wollen, bis überall gut bereiteter Weg gewesen wäre, da hätte er noch lange, lange nicht kommen können. Aber er kam trotz aller Unebenheiten doch, und es erfüllte sich das Wort des hohen Liedes (2, 8 und 9): „Er

kommt springend über die Berge und hüpfend über die Hügel. Mein Geliebter ist gleich einem Reh und jungen Hirschlein." In bloß dreieinhalb Jahren hat er dann sein ganzes hl. Lehramt und Erlöseramt vollendet. Was ein anderer, was überhaupt alle Menschen und Engel zusammen in alle Ewigkeit nicht fertig gebracht hätten, das hat Jesus Christus in so knapper Zeit auf das vollkommenste erledigt.

II.

Der Hirsch gilt in der Kirche auch als ein Sinnbild der Sehnsucht, weil es nämlich im 41. Psalm heißt. „Gleichwie ein Hirsch verlanget nach Wasserquellen, also verlanget meine Seele nach dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem starken, lebendigen Gott: wann werde ich hinkommen und erscheinen vor Gottes Angesicht?" Das heftigste Verlangen, die brennendste Sehnsucht nach dem Angesichte Gottes haben die armen Seelen im Fegfeuer, und dieses noch unerfüllte Verlangen und Schmachten nach dem Quell des ewigen Lebens macht ihnen die größte Pein.

Hund.

I.

Von jeher war der Hund dem Menschen **lieb und nützlich**, sein treuer Wächter und Begleiter. (Sieh Job 30, 1 und Tobias 6, 1 und 11, 9.) Er schließt sich von Natur aus gerne an den Menschen an. So heißt es in der bekannten Geschichte vom armen Lazarus, daß die Hunde herbei kamen und seine Geschwüre leckten, wo die Mitmenschen ohne Mitleid waren. Man soll Hunde nicht reizen und plagen, aber auch nicht gar zu zart behandeln, sie nicht wie kleine Kinder mit ins Bett nehmen oder gar küssen, was ein großer Unfug wäre.

II.

Im Vergleich zum Menschen ist der Hund **verachtet**. Darum ist das Wort „Hund" ein

uraltes Schimpfwort, das schon im alten Testament vorkommt (II. Kön. 3, 8 und 16, 9).

1. In der hl. Schrift werden oft schlechte Menschen Hunde genannt, so: Philipper 3, 2 („Hütet euch vor den Hunden"); Offenb. 22, 15 („Draußen sind die Hunde, die Zauberer, die Unzüchtigen, die Mörder, die Götzendiener und alle, welche die Lüge lieben und thun"); II. Pet. 2, 22 und Sprüche 26, 11 („Der Hund frißt wieder, was er gespieen"); Js. 56, 10 („Stumme Hunde," d. h. schlechte Wächter, Menschen, die zu allem Schlechten schweigen, obwohl sie verpflichtet wären, zu reden, zu strafen); Ps. 21, 17 („Viele Hunde haben mich umrungen: die Rotte der Boshaften hat mich umlagert. Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und all meine Gebeine gezählt;" diese Worte gehen auf das Leiden Christi); Matth. 7, 6 („Gebet das Heilige nicht den Hunden und werfet eure Perlen nicht vor die Schweine hin," d. h. vor frevelhaften Menschen soll man nicht von den Geheimnissen der hl. Religion reden, daß sie nicht lästern).

2. Der göttliche Heiland selbst hat einmal die Heiden mit Hunden verglichen (Matth. 15, 26 und Mark. 7, 27), damals nämlich, als

er die Tochter des chananäischen Weibes, einer Heidin, von der Besessenheit heilte. „Es ist nicht recht," sagte er, „den Kindern (den Juden) das Brot zu nehmen und es den Hunden (den Heiden) vorzuwerfen." Warum hat Jesus Christus das gesagt? — Aus gutem Grund. Einmal hat er die Heidin zu größerer Demut anregen wollen, und diese hat sich wirklich gleich so gedemütigt, daß sie dadurch seiner Hilfe würdig wurde. Dann hat Jesus Christus mit diesen Worten (die Juden überhaupt nannten die Heiden wegen ihrer Unwürdigkeit Hunde) andeuten wollen, daß der Mensch ohne die Offenbarung mehr ein Vieh als ein Mensch ist, wie ja eben das Heidentum beweist, weil da das Tierische herrscht, weil da der Mensch wie das Tier sich im Grunde bloß um Essen und Trinken und Schlafen kümmert, weil da alles Sinnen und Trachten des Menschen auf das Sinnliche, auf das Irdische geht, ohne Aufschwung zum Überirdischen, zum Übernatürlichen, wozu doch der Mensch in der Welt ist. (Sieh auch Apostelgesch. 10, 12.) Essen, Trinken und Schlafen, das können Hunde und Katzen auch; da hätte Gott keinen Menschen zu schaffen gebraucht, wenn er vom Menschen nichts anderes wollte. Der richtige Mensch, wie er

nach Gottes Willen sein soll, ist bloß der Christ, der weiß, wozu er auf Erden ist, und darnach lebt.

III.

Mit einem Hunde abgebildet wird der hl. Dominikus, der Stifter des Predigerordens, mit einem Hunde nämlich, der eine brennende Fackel im Maul hält. Der Grund ist der: Bevor Dominikus zur Welt kam, träumte seine Mutter, sie habe einen Hund geboren, der mit brennender Fackel die Welt in Brand steckte, und dieser Traum erfüllte sich in geistiger Weise: wie ein Hund, seinem Herrn treu ergeben, mit großem Eifer lange Wegstrecken zurücklegt, so wirkte der hl. Dominikus seinem Gott treu ergeben mit großem Eifer gegen die Irrlehrer und erleuchtete die ganze Welt durch seine Predigten und sein Beispiel und durch die auffallenden Wunder, wodurch auch sein Stiftungswerk, der Predigerorden, rasch überall hingelangte, überall sich verbreitete.

Krokodil (Drache).

I.

Der Drache ist das Sinnbild des Satans. Drachen, die Flügel haben und Feuer ausspeien wie auf Bildern, die gibt es in der Natur nicht. Die Maler machen solche Drachengestalten nur, um die Schrecklichkeit des Teufels anzudeuten. Der Drache ist nämlich nichts anderes als ein Sinnbild des Teufels. Wenn in der hl. Schrift von Drachen die Rede ist, so ist immer der Teufel gemeint, oder auch zunächst das Krokodil oder die Schlange (Dan. 14, 22), welche beide als Sinnbilder des Teufels gelten. Schön geschildert und als Sinnbild des Satans dargestellt ist das Krokodil im Buche Job (41, 4—25): „Wer wird aufdecken die Oberfläche

seines Gewandes? (Wer kann die Schuppen seiner Haut wegnehmen?) und wer eingehen mitten in seinen Mund? (wie man es Hunden macht, indem man ihnen das Kiefer hält, und wie es David mit Löwen und Bären gemacht zu haben scheint nach I. Kön. 17, 35.) Die Pforten seines Angesichts, wer thut sie auf? Schrecklich stehen seine Zähne umher. Sein Leib ist wie gegossene Schilder, geschlossen mit Schuppen, dicht aufeinander. Eine schließt sich an die andere, und auch kein Lüftchen dringet durch sie. Eine hanget an der anderen, und sie halten zusammen und trennen sich nimmermehr. Sein Niesen ist strahlend Feuer, und seine Augen sind wie Wimpern der Morgenröte. Aus seinem Munde fahren Fackeln wie entflammte Feuerbrände. Aus seiner Nase gehet Rauch wie aus erhitztem oder siedendem Kessel. Sein Hauch entzündet Kohlen, und Flammen fahren aus seinem Munde. In seinem Halse herberget die Stärke, und vor seinem Antlitze her schreitet die Not. Die Muskeln seines Fleisches hangen aneinander; fielen auch Blitze auf ihn, er wiche nicht an einen anderen Ort. Sein Herz wird hart wie Stein und dicht wie des Hämmerers Amboß. Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Engel (d. i. selbst die stärk-

sten Menschen), und erschreckt entsündigen sie sich (d. h. thun Buße und wenden sich zu Gott um Schutz). Trifft ihn das Schwert, so kann es nicht haften, noch Spieß, noch Panzer; denn wie Stroh achtet er das Eisen und wie faules Holz das Erz. Ihn verjagt nicht der Pfeilschütz: in Stoppeln wandeln sich ihm die Steine der Schleuder. Wie Stoppeln achtet er den Hammer, und lachet des geschwungenen Spießes. Sonnenstrahlen sind unter ihm (d. i. scharfe Zacken sind am untern Leib, nämlich die mit scharfen Klauen versehenen Pfoten), und er bettet sich auf Gold wie Leimen (d i. auf leimenes Gold, er legt sich auf gelben Lehmboden). Er macht aufwallen wie einen Kessel die tiefe See, und macht sie, wie wenn man Salben kocht. Hinter ihm leuchtet die Bahn, für alternd (d. i. grauweiß) hält man die Flut (vom Wasserschaum, der beim Schwimmen des Tieres entsteht). Es ist auf Erden keine Macht, die ihm verglichen werden könnte, der gemacht ist, daß er niemanden fürchtet. Alles Hohe schaut er (ohne es zu fürchten); er ist der König über alle Kinder des Stolzes." Aus dieser dichterischen Schilderung, insbesondere aber aus den letzten Worten sieht man, daß die hl. Schrift den Satan meint, den obersten Teufel

nämlich, den Luzifer, der da ist das Haupt aller Verdammten.

II.

1. Gott gab dem Satan die größte Kraft (Job 41, 24), aber nur, um sie zu Schanden zu machen (Ps. 103, 26). Luzifer zeigte sich nach seiner Erschaffung so hochmütig, daß er Gott gleich sein, daß er es mit Gott selbst aufnehmen wollte. Er wollte auch alle Engel dazu verführen, Gott Trotz zu bieten; aber bloß ein Teil der Engel half zu Luzifer, die andern blieben Gott treu. „Es erhob sich ein großer Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt samt seinen Engeln; aber sie siegten nicht, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel. Und es ward hinabgeworfen jener große Drache, die alte Schlange, welcher genannt wird Teufel und Satan, welcher die ganze Welt verführt; er ward hinabgeworfen auf die Erde, und seine Engel wurden mit ihm hinabgeworfen" (Offenbarung 12, 7 rc.). Gott ist allwissend. Er hat diesen Fall der bösen Engel von Ewigkeit vorausgesehen und in seinem Weltplan damit gerechnet.

Durch den Fall der bösen Engel entstand keine Lücke im Reiche Gottes, keine weitere Störung, man brauchte die gestürzten Engel gar nicht mehr im Himmel. Wenn Menschen unter einander Händel bekommen, die brauchen einander oft wieder notwendig und werden dann oft bloß deswegen bald wieder gut; aber da war es nicht so. Gott braucht überhaupt kein Geschöpf. Luzifer wollte Gott zum Spott sein, aber er ist sich selbst zum Spott geworden. Gott hat das so gefügt, denn Gott ist allweise. Darum heißt es in den Psalmen: „Dies große Meer-Ungeheuer (Krokodil), welches du gemacht, damit spielen zu können“ (Ps. 103, 26). Das erklärt man so: Gott hat den Luzifer erschaffen, seiner zu spotten. Obwohl nämlich Gott die teuflische Frechheit und grenzenlose Bosheit Luzifers von Ewigkeit vorausgesehen hat, so hat er ihn gleichwohl erschaffen und hat seine Sünde und seinen Fall nicht hintertrieben, sondern zugelassen, ihm zum Spott und Verderben. Geradeso geht es seinen Anhängern auf Erden, den gottlosen Menschen. „Warum toben die Heiden und sinnen die Völker auf Eitles? Es stehen auf die Könige der Erde und kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn und wider seinen Gesalbten. . . . Der

im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer" (Ps. 2).

2. Beim Propheten Isaias (51, 9) heißt es: „Hast nicht du geschlagen das Stolze, verwundet den Drachen?" Der Prophet meint zunächst die Befreiung Israels aus der Knechtschaft Ägyptens. Man kann seine Worte aber auch anwenden auf unsere Befreiung aus der Knechtschaft des höllischen Drachen. Jesus Christus hat den Satan bloß verwundet, d. h. erniedriget, gedemütigt, gestraft. Er hat ihm nicht alle Kraft und Macht genommen. Durch die Erlösung ist die Macht des Teufels gebrochen, aber nicht ganz vernichtet worden. Namentlich wird der Satan noch einmal zu sehr großer Macht kommen gegen das Ende der Welt zu, wenn der Antichrist kommt. „Der Drache gab ihm seine Kraft und große Macht," sagt die geheime Offenbarung (13, 2). Das will sagen, der Antichrist ist ganz das Werkzeug des Satans, er ist sein höllischer Hohepriester, er ist des Teufels Papst und Kaiser in einer Person. In ihm erreicht die Schlechtigkeit und die Macht des Bösen den Höhepunkt. Dann ist aber auch das Ende der Welt nahe, und Antichrist und Satan finden ihr Gericht.

Wie für das Krokodil zuletzt eine Zeit gekommen ist, wo sein Panzer nicht mehr undurchdringlich ist, wo man ihm mit Pulver und Blei wohl ankann, so kommt auch für den höllischen Drachen, den Teufel, eine Zeit, wo ihm seine letzte Macht, die er jetzt noch hat, genommen wird, wo er den Kindern Gottes so wenig schaden kann als ein toter Hund. Die Verdammten aber sind ewig in seiner Gewalt, weil sie zu ihm geholfen haben, statt Gott die Ehre zu geben.

III.

Gott nimmt dem Satan die Unsterblichkeit nicht. Wie die guten Geister und die Seelen der Gerechten ewig leben und niemals aufhören, so müssen nach Gottes heiligem Willen auch die bösen Geister und die verdammten Menschen ewig leben; sie hören nie auf, sie erlöschen niemals in Ewigkeit, weil Gott alle geistigen Wesen, d. i. Engel (gute und böse) und Menschenseelen, ewig am Leben erhält. Gott ist nicht bloß Erschaffer, sondern auch Erhalter der Welt. Gott erhält die Welt heißt: „Er macht, daß alles fortbesteht, so lang er will.“ Bei den geistigen Wesen nun will er, daß sie ewig fortbestehen, damit sie ewig Zeugen seiner Barm-

herzigkeit und Gerechtigkeit seien. Auch die puren Geister und Menschenseelen, obwohl sie unvergleichlich edler sind als die hinfällige Körperwelt, würden dennoch nicht ewig fortdauern können, sondern erlöschen, wenn nicht Gott selbst ihr Leben erhalten würde.

IV.

Mit Drachen abgebildet werden nach kirchlichem Herkommen die Heiligen Georg, Magnus, Margaretha, zum Zeichen nämlich, daß sie einen besonders gefährlichen Kampf mit dem Teufel bestanden haben. Auch in vielen alten heidnischen Märchen, z. B. in der altdeutschen Siegfriedssage, ist viel von Drachen die Rede. Auch die Heiden hatten schon eine deutliche Ahnung vom Satan und seinem Reiche.

Lilie.

„Schöne Silberblüte, meines Gartens Zier," beginnt eine Gedicht von der Lilie. Der göttliche Heiland selbst hat einmal gesagt (Matth. 6, 28): „Betrachtet die Lilien auf dem Felde.... ich sag' euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen." „Meines Gartens Zier", heißt es in jenem Gedichte. Auch im Garten Jesu Christi, im himmlischen Paradiese, gibt es keine schönere Zier als die Lilien im Geiste: die Jungfräulichen.

Mit der Lilie abgebildet werden vor allem der hl. Joseph und der hl. Aloysius, aber auch andere Heilige, z. B. die hl. Kaiserin Kunigunda; einige Maler geben ihr kein goldenes Scepter: die Silberblüte, die Lilie, ist das herrlichste Scepter. Wenn Salomon im Himmel ist in all seiner Herrlichkeit (das weiß man nicht), wenn der berühmte, weise Salomon, der aber in Unkeuschheit gefallen ist, im Himmel ist, so ist er dort bei

weitem nicht so lieblich bekleidet als die hl. kaiserliche Jungfrau Kunigunda.

Die Lilie ist das Sinnbild der Jungfräulichkeit, der hl. Reinigkeit. Man könnte sagen: die Lilie ist die Blume des hl. Geistes; sie kommt in der hl. Schrift sechsundzwanzigmal vor, während die Rose nur viermal vorkommt, und andere Blumen so viel wie gar nicht. Der siebenarmige Leuchter im hl. Zelt, welcher die sieben Gaben des hl. Geistes versinnbildete, mußte nach Gottes eigenem Befehl mit Lilien aus Gold verziert sein. Im II. Buch Moses 25, 31 heißt es: „Mache einen gegossenen Leuchter vom feinsten Golde . . ., und Lilien sollen aus ihm selber kommen," d. h. der ganze Guß muß so sein, daß Lilien aus dem Leuchter herauswachsen wie Blumen aus ihrem Blumenstengel. Das III. Buch der Könige (7. Kapitel) erzählt, daß Salomon an dem Tempel zu Jerusalem Säulen aufstellen ließ mit einem „Lilienwerk vier Ellen groß". Bei Sirach 50, 8 wird der Hohepriester Simon mit einer Lilie verglichen. Im hohen Lied 5, 13 heißt es vom göttlichen Bräutigam Jesus Christus: „Seine Lippen sind Lilien," und 2, 16: „Er weidet unter den Lilien", das will sagen: es ist ihm die größte

Freude, der größte Genuß, unter reinen, unbefleckten Menschenkindern zu weilen. „Reinste Jungfrau" wird die hl. Mutter Gottes genannt. Auf sie gehen die Worte des hohen Liedes 2, 1 und 2: „Ich bin eine Blume des Feldes und eine Lilie in den Thälern. Wie eine Lilie unter den Dörnern, so ist meine Freundin unter den Töchtern," d. h. sie ist makellos unter lauter Sündern. Die Propheten im alten Testament haben auch die Kirche Jesu Christi selbst mit einer Lilie verglichen, so Isaias (35, 1): „Die Wüste (d. h. die bisher unerlöste Menschheit) blühet wie eine Lilie;" so Osee (14, 6): „Israel soll blühen wie eine Lilie", d. h. das neutestamentliche Israel, das Reich Jesu Christi, seine Kirche, wird sein wie die herrlichste Blume, makellos und erhaben. Die hl. katholische Kirche hat die Keuschheit von jeher am höchsten geschätzt im Gegensatz zu den Irrlehrern, und sie dringt mit aller Strenge darauf, daß man keusch lebe, und sie ruft uns immer zu: „Blühet wie die Lilie!" (Sir. 39, 19.) „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze; denn unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und bei Menschen ist es anerkannt!" (Weisheit 4, 1.)

Löwe.

I.

„Der Löwe ist der König der Tiere" und daher ein Sinnbild der Macht. Darum hat schon der weise Salomon an seinem Königsthrone rechts und links goldene Löwenfiguren aufstellen lassen (III. Kön. 10, 19), wie ja noch heutzutage der Löwe in manchem Wappen zu sehen ist: in dem Wappen von Bayern, Württemberg, Hessen, Braunschweig, Österreich, Belgien und Holland, Dänemark, Schweden, Spanien, England.

1. Weil der Löwe der König der Tiere ist und ein Sinnbild der Macht, darum nennt die hl. Schrift öfters die Könige Löwen, z. B. den Nabuchodonosor (Jerem. 4, 7), den Cyrus

(Jerem. 50, 44), den Jechonias (Ezech. 19, 5). Als die fromme Esther vor dem Könige erscheinen sollte, betete sie zu Gott (Esther 14, 13): „Gib ein schickliches Wort in meinen Mund vor dem Angesichte des Löwen."

Bei Nahum 2, 11 heißt es: „Wo ist die Wohnung der Löwen, der jungen Löwen Weide, wohin der Löw', der junge Löwe ging und niemand sie wegscheuchte?" Da sind gemeint ungerechte, gewaltthätige Fürsten, denen man nichts anhaben kann, die aber Gott zu seiner Zeit hinwegnimmt. Solche Fürsten waren die alten heidnischen Kaiser in Rom, die Millionen von Christen grausam marterten, und die überhaupt in allen Dingen thaten, was ihnen gerade taugte, als gäbe es keinen höheren Herrn mehr als sie selber, und als gäbe es keine Gerechtigkeit und kein Gericht Gottes. Da kann man jetzt auch fragen wie der Prophet Nahum: „Wo ist die Wohnung der Löwen ....?" Ihre Wohnungen, ihre Residenzen sind verschwunden, ihre Macht ist fort, nur ihre Verantwortlichkeit, nur das Gericht Gottes über sie bleibt ewig.

2. In der hl. Schrift werden auch die Gottlosen überhaupt Löwen genannt, weil

ihnen nämlich Gott oft große Gewalt läßt, die sie grob mißbrauchen, worauf sie zuletzt um so ärger zu Schanden werden. Der Psalmist sagt vom Gottlosen: „Er lauert im Verborgenen wie ein Löw' in seiner Höhle" (Ps. 10, 9; ähnlich Ps. 16, 22); „die Backenzähne der Löwen wird zerbrechen der Herr" (Ps. 57, 7); und Job (4, 8): „Die, so Bosheit pflügten und Schmerzen säeten, ernteten es, kamen um vor dem Odem Gottes, wurden verzehrt von dem Hauche seines Zornes. Des Löwen Brüllen und der Löwen Stimme und der jungen Löwen Zähne wurden zerbrochen."

Der Mensch soll seine Macht niemals mißbrauchen, auch nicht in unbedeutenden Dingen, und man soll überhaupt nicht gern gebieterisch und herrisch auftreten, auch nicht, wenn man wirklich ein großer Herr wäre. Das Buch Sirach 4, 35 sagt: „Fall' nicht in deinem Hause wie ein Löwe über deine Hausgenossen her und drücke deine Untergebenen nicht!"

3. Weil der Löwe Macht bedeutet, so wird auch der Satan, der Fürst dieser Welt, mit einem Löwen verglichen; denn die Macht, die er mit Gottes Zulassung bis zum jüngsten Tag

hat, ist sehr groß. Der Psalmist ruft aus: „Rette mich aus dem Rachen des Löwen“ (Ps. 21, 22), „rette mich, daß er nicht etwa raube wie ein Löwe meine Seele!“ (Ps. 7, 2.) Der Mensch hat bloß eine unsterbliche Seele. Wenn ihm diese vom Satan geraubt wird, ist alles gefehlt. In der Hölle kann man sich nicht mehr wehren gegen den Teufel, weil da die Hilfe Gottes fehlt. Die Verdammten sind mit Recht ganz in der Gewalt des Satans, weil sie früher die Herrschaft Gottes verachtet haben. In diesem Leben kann der Mensch dem Satan widerstehen und ihn besiegen. Darum sagt die hl. Schrift: „Widerstehet dem Teufel, so wird er von euch fliehen!“ (Jak. 4, 7.) Aber kümmert sich denn der Teufel so viel um uns Menschen? — Gewiß. Der Apostelfürst Petrus schreibt (I. Pet. 5, 8): „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlingen könne.“

4. Weil der Löwe Macht bedeutet, so wird sogar Jesus Christus selbst, der allmächtige Gott, mit dem Löwen verglichen. In der geheimen Offenbarung 5, 5 steht: „Siehe, der Löwe vom Stamme Juda, die Wurzel Davids,

hat überwunden.“ Jesus Christus hat nämlich durch seine Menschwerdung und sein hl. Leiden und Sterben den Teufel und den Tod überwunden. Der Prophet Isaias sagt vom göttlichen Richter (Is. 5, 29): „Sein Brüllen ist wie das Brüllen des Löwen; er brüllt wie junge Löwen, er knirscht und faßt die Leute, umfängt sie, und niemand entreißt sie ihm.“ Die hl. Hildegard schreibt: „Er brüllt wie ein Löwe, wenn er die, welche dem ersten Engel in seinem Falle nachahmen, in die Hölle schleudert. Auch hier scheucht er mit knirschenden Zähnen jegliche Ungerechtigkeit von sich hinweg und ist so die Wurzel der tapferen Stärke. Alle aber, die ihn im Glauben bekennen und mit guten Werken ihn zu erreichen streben, zieht er zu sich, und deswegen besiegt er alles wie ein Löwe.“ (Sieh auch Sirach 27, 31: „Hohn und Spott treiben die Stolzen, aber die Rache lauert auf sie wie ein Löwe;“ und Sirach 27, 11: „Der Löwe lauert immer auf den Raub; so die Sünden, (Sündenstrafen) auf die, welche Unrecht thun.“) Der Allmacht Gottes kann niemand widerstehen. Er ist der König der Könige, der Herr der Heerscharen. „Die Berge zerfließen wie Wachs vor dem Angesichte des Herrn“ (Ps. 96, 5).

II.

Der Löwe ist ein Sinnbild der Tapferkeit.

1. In den Sprüchen Salomons heißt es (Sprüchw. 30, 30): „Der Löwe, der Held unter den Tieren, er erschrickt vor niemand, der ihm begegnet;“ und beim Propheten Amos (3, 8): „Brüllet der Löwe, wer sollte ihn nicht fürchten?“ Deswegen werden schon im alten Testament tapfere Helden mit Löwen verglichen: I. Mos. 49, 9: „Ein junger Löw' ist Juda, zur Beute hebst du dich, mein Sohn! Du ruhst, lagerst dich dem Löwen gleich und gleich der Löwin. Wer reizt ihn auf?“ IV. Mos. 24, 9: „Er hat sich gelagert und schlafet wie ein Löwe und wie eine Löwin, die keiner aufzureizen wagt.“ (Ähnlich V. Mos. 33, 20.) IV. Mos. 23, 24: „Siehe, das Volk wird aufstehen wie eine Löwin, wie ein Löwe sich erheben.“ II. Macch. 11, 11: „Nach Löwenart stürzten sie auf die Feinde.“ I. Macch. 3, 4: „Er (Judas der Macchabäer) ward gleich einem Löwen in seinen Thaten.“ Ein bayrischer Fürst hatte den Namen „Heinrich der Löwe“ und ein englischer Fürst den Namen „Richard Löwenherz“.

2. „Das vornehmste Geschöpf Gottes auf Erden ist der Mensch.“ Der Mensch übertrifft das Tier in allem. Durch seinen Verstand und seine Erfindungen überholt und überwältigt er jedes Tier. Aber nicht bloß durch seinen Geist steht er höher; sogar der Körper des Menschen, welcher der schönste und edelste Leib ist, vermag oft unglaublich viel durch Stärke und Gewandtheit. Die Indianer in Amerika sehen und hören so scharf, daß man es bei uns kaum glauben kann, und sie laufen Hasen und Füchsen nach und fangen sie ein. Das thun diese Wilden noch heute. In alter Zeit waren die Menschen allgemein körperlich viel gewandter und stärker als jetzt. Nicht bloß in Märchen heißt es, daß Helden ohne Waffen Bären bezwungen haben, sondern die hl. Schrift selbst bezeugt uns das. Im Buche der Richter 14, 5 steht, daß Samson einen Löwen zerrissen hat, und im I. Buche der Könige 17, 34, daß David als Hirtenknabe Löwen und Bären erwürgte. „Mit Löwen spielte er in seiner Jugend wie mit Lämmern und desgleichen mit Bären wie mit jungen Schäflein“ (Sir. 47, 3). Das heißt Mut und Kraft! In Bezug auf körperliche Gewandtheit leisten auch in unseren Tagen manche

Seiltänzer (Gymnastiker), wie sie in ganz großen Städten auftreten, Unglaubliches und beweisen dadurch die staunenswerte Befähigung der menschlichen Natur auch nach der leiblichen Seite hin.

3. Abgebildet mit einem Löwen werden namentlich der hl. Evangelist Markus, der hl. Kirchenvater Hieronymus und der hl. Martyrer Pankratius. Was die vier Evangelisten betrifft, so hat Matthäus einen Menschen neben sich, Markus einen Löwen, Lukas einen Stier und Johannes einen Adler. Das ist ein uraltes Herkommen. Man hat das schon verschieden ausgelegt. Die einfachste Auslegung ist die: Der Mensch bei Matthäus bedeutet die Menschwerdung Jesu Christi, der Stier bei Lukas seinen Opfertod, der Löwe bei Markus seine Auferstehung und der Adler bei Johannes seine Himmelfahrt. Warum soll nun der Löwe die Auferstehung bedeuten? — Antwort: Weil die Auferstehung Christi für den Teufel so schrecklich war, wie es schrecklich ist, wenn der Löwe sich erhebt von seinem Lager. Gerade in der Auferstehung Christi tritt sein Sieg über die Hölle ans Licht. Der Löwe aber ist der Held unter den Tieren, er versinnbildet diesen Sieg. — Der hl. Hieronymus hat einen Löwen, weil er ein ungemein

tapferer Bekämpfer der Leidenschaften und der Ketzereien war. — Der hl. Pankratius wurde für seinen heldenhaften Glauben von Löwen zerrissen. Er war noch ein Knabe und legte gleichwohl schon eine solche himmlische Tapferkeit an den Tag.

Es ist oft vorgekommen, daß Löwen und andere Tiere den Christen nichts gethan haben, ähnlich wie im alten Testament dem Daniel in der Löwengrube (Dan. 6, 7). Warum sie nun dem einen Heiligen etwas gethan haben, dem andern aber nichts, das weiß Gott, dessen allweise Vorsehung der Mensch nicht ergründen kann. „Die meisten seiner Werke sind verborgen," sagt die hl. Schrift (Sir. 16, 22). Gott lenkt die Schicksale der verschiedenen Menschen gar verschieden. Es geht da nicht alles nach einem Modell.

4. Ein Löwe muß jeder Christ sein, weil er den Kampf gegen den Teufel und die Welt und seine eigene sündhafte Natur nicht scheuen darf. Die Versuchungen kommen nämlich entweder vom Teufel direkt oder von der Welt, d. h. von bösen Menschen, oder auch von der eigenen Natur, die durch die Sünde ver-

dorben ist, von den bösen Neigungen. Ohne Kampf kein Sieg. Wir sollen die Welt überwinden. Das geschieht eben dadurch, daß wir die Versuchungen überwinden, oder, was das nämliche besagt, daß wir die Gebote halten. Jeder Christ darf nicht bloß, sondern muß ein entschiedener Bekenner Christi sein, muß in Wort und That sich als treuen Christen zeigen; jeder muß sogar eher sein Leben hingeben als seinen Glauben und seine Tugend. Nun aber gibt es Leute, die meinen, es sei nicht nobel, streng christlich zu sein und fleißig in die Kirche zu gehen. Sie fürchten immer, ihre Frömmigkeit könnte sich zu grell ausnehmen. Dagegen sagt Christus: „Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den will ich auch vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist; wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den will ich auch vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist“ (Matth. 10, 32). Darum nur keine sogenannte Menschenfurcht! Die Menschen darf der Christ nicht fürchten, überhaupt nicht die irdische Welt, um so mehr aber die jenseitige Welt. — Das christliche Heldentum zeigt sich in großartiger Weise bei der sel. Creszentia von Kaufbeuren. Sie war eine so heldenmütige Jungfrau, daß sie

thatsächlich nicht einmal den Teufel fürchtete, der sie plagte wie ähnlich ehedem den Job. Nicht leibliches Ungemach und leibliches Verderben scheute sie und nicht die Entsetzlichkeit höllischer Erscheinungen, sondern bloß die Sünde, bloß Gott. Das heißt Mut! Kein Krieger eines irdischen Reiches hat noch eine solche übernatürliche, für den gewöhnlichen Menschen unmögliche Furchtlosigkeit gehabt. Das war bloß möglich durch besondere Gnadenstärke des hl. Geistes. Das Christentum ist etwas Höheres als die Natur. Da sind höhere Kräfte. Im Christentum ist alles schöner und großartiger als sonst, auch das Heldentum. In den Psalmen heißt es: „Auf Nattern und Basilisken wirst du wandeln und zertreten Löwen und Drachen" (Ps. 90, 13). Das will sagen: Der Christ überwindet das Stärkste und Schrecklichste, und eben darum ist er auch „getrost und unerschrocken wie ein Löwe" (Sprüchw. 28, 1).

III.

Recht unverständige Leute haben schon gemeint, Gott hätte kein Raubtier erschaffen sollen. Gott sei ja unendlich gütig und barmherzig; die Raubtiere aber seien blutdürstig und grausam,

und sie störten den Frieden in der Natur. Dagegen sagt die hl. Schrift: „Die Werke des Herrn sind alle sehr gut“ (Sir. 39, 21), und an einer anderen Stelle: „Du machest die Finsternis, und es wird Nacht; darin gehen herum alle Tiere des Waldes, die jungen Löwen, die da brüllen nach Raub und von Gott verlangen ihre Speise“ (Ps. 103, 30). — Daß der Löwe raubt, ist für ihn nichts Unrechtes, er ist eben bloß ein unvernünftiges Tier. Bei einem Tiere gibt es kein Unrecht und kein Recht, keine Tugend und kein Laster, weder ein Verdienst noch eine Sünde. Wenn man sagt: „Der Hund ist treu, die Katze ist falsch“, so ist das wohl wahr; aber von einer eigentlichen Treue oder einer eigentlichen Falschheit wie beim Menschen ist keine Rede beim Tiere. Das Tier hat keine menschliche Vernunft, also keine Überlegung und kein Urteil; es geht bloß nach seiner Natur, die Gott ihm gegeben hat, und Gott hat den verschiedenen Tieren eben auch verschiedene Naturen gegeben, dem Menschen zum Nutzen. Daß es Raubtiere gibt, das schadet dem Seelenheil des Menschen nicht im geringsten; im Gegenteil benützt Gott vielfach Gefahr und Unglück, den Menschen vom Bösen abzuhalten und zum Guten

anzuhalten. — Wenn man fragt, warum denn der gerechte, gütige Gott gute, brave Tiere von bösen Tieren zerreißen lasse, z. B. ein Lamm von einem Löwen, so ist das eine ungeschickte, kindische Frage. Ein Tier ist nicht gut und ist nicht bös, weil es keine menschliche Vernunft und keinen freien Willen hat. Die Tiere können und sollen kein ewiges Leben haben, und ob sie endlich so oder so umkommen, daran liegt wenig. Gott ist ihnen nicht schuldig, sie einen sanften, ruhigen Tod sterben zu lassen. Wofür denn? Auch darf man den Tod des Tieres nicht vergleichen mit dem des Menschen. Jedes lebende Wesen sträubt sich natürlich gegen den Tod; aber für das unvernünftige Tier, das gar nicht weiß, was der Tod ist, ist er auch nicht so hart wie für den mit einer unsterblichen Seele begabten Menschen.

Maus.

I.

Die Maus ist ein unscheinbares Tierchen. Daher nannten einstens die gewaltigen Assyrier die Israeliten aus Verachtung Mäuse; sie sprachen (Judith 14, 12): „Die Mäuse sind aus ihren Löchern gekrochen und haben gewagt, uns zum Streite zu fordern.“ (Vergl. auch I. Kön. 14, 11.) Diese „Mäuse“ haben aber dann über die Assyrier gesiegt.

Man darf auch das Unscheinbare und Niedrige nicht verachten; denn gar vielfach hat Gott das Niedrige erwählt, um dadurch das Hohe zu Schanden zu machen (I. Kor. 1, 28).

Die Maus ist das schädlichste aller Nagetiere und kann auf Getreidefeldern den empfindlichsten Schaden anrichten. In den Rheingegenden,

in Thüringen und Sachsen haben die Feldmäuse manchmal die Felder so vollständig unterminiert, daß die Ernte total vernichtet wurde. Nach den Worten der hl. Schrift (I. Kön. 5, 6 und 6, 5) strafte Gott die Philister für den Raub der Bundeslade durch Mäuse, die alles verheerten, so daß die Philister Buße thaten, und daß sie zur Sühne Mäuse aus Gold verfertigten und opferten. Ähnliches geschieht noch heute. An Wallfahrtsorten sieht man oft eine Menge Hände, Füße, auch Tiere, z. B. Pferde, meist aus Wachs verfertigt, aber auch aus edlem Metall. Solche Gegenstände werden aus Dankbarkeit von Leuten geopfert, die durch ihr Gebet von Hand- oder Fußleiden &c. befreit oder vor drohendem Unglück bewahrt wurden.

II.

Die Mäuse vermehren sich ungemein stark. Sie zernagen alles, oft die wertvollsten Gegenstände, und sind Tag und Nacht thätig. Deswegen versinnbildet die Maus die Unruhe.

1. Die Maus gilt namentlich als Sinnbild der Versuchung. Mit einer Maus (oder auch mit mehreren Mäusen) abgebildet

wird die hl. Jungfrau Gertrud, weil sie besonders harte Versuchungen zu überwinden hatte. Die Unruhe der Versuchungen kommt über jeden Menschen; aber so sehr man die Sünde und die Gelegenheit zur Sünde fürchten muß, so wenig darf man die Versuchung selbst schon für Sünde halten und verzagt werden. Erst wenn man einwilligt, sündigt man, und es gibt keine Todsünde und keinen Verlust der heiligmachenden Gnade, so lange man nicht wirklich und zwar vollständig einwilliget. Versuchungen sind oft sehr langwierig und oft sehr heftig, und ganz hören sie in diesem Leben nie auf. Drum heißt es bei Job 7, 1: „Ein Streit ist des Menschen Leben auf Erden." Der hl. Apostel Paulus erzählt uns (II. Kor. 12, 7 ꝛc.): „Es wurde mir ein Stachel in mein Fleisch gegeben, ein Engel des Satans .... Um deswillen habe ich dreimal den Herrn gebeten, daß er von mir weiche; er aber sprach zu mir: Es genügt dir meine Gnade." Die hl. Mutter Gottes hat gewiß auch einmal oder öfter Versuchungen gehabt (sonst wären auch ihre Verdienste nicht so im höchsten Grad herrlich), ist ja doch sogar Jesus Christus selbst dreimal versucht worden. Warum steht aber nichts in der hl.

Schrift von einer Versuchung der allerseligsten Jungfrau Maria? Antwort: Weil uns das als ihre eigene Sache nichts angeht. — Was gehen uns dann aber die Versuchungen des hl. Paulus an? — Auch nichts. Aber warum schreibt dann Paulus davon in die hl. Schrift hinein? — Er thut es als Lehrer, uns zur Belehrung und Tröstung, damit nämlich niemand sich einbilde, er habe schwerere Versuchungen als andere Menschen, es sei das bei ihm eine besondere Anlage, er könne nicht widerstehen. Der Teufel redet einem gerne so etwas ein. Da warnt nun der Völkerapostel Paulus und sagt gleich seine eigenen Versuchungen offen heraus, und das hat schon Unzählige getröstet.

2. Nach den Worten der hl. Hildegard versinnbildet die Maus „den unruhigen Sinn der Gottlosigkeit“. Die Maus hat immer etwas zu nagen, sie nagt eben an allem, am Rechten und Schlechten; die Gottlosen haben auch immer etwas zu nagen, sie nagen eben auch an allem, sie nagen an der hl. Schrift und an der Lehre und Ehre der Kirche und an der Ehre der Heiligen Gottes, an der Ehre ihrer Mitmenschen, besonders aber der Priester und Ordensleute; sie nagen an tausendjährigen Gesetzen und Ein-

richtungen ꝛc. Wie die Maus von Kunst und Wissenschaft des Menschen nichts versteht und vor nichts Respekt hat, sich über alles hermacht, was sie erreichen kann, so verstehen die Gottlosen nichts von der Kunst und Wissenschaft des hl. Geistes und haben vor keinem Priester und überhaupt vor niemanden Respekt und machen sich über alles her, was sie erreichen können. Wie aber die Maus zwar ein Buch fressen kann, und wäre es das Evangelium, aber bloß das Papier, nicht den Inhalt des Buches, nicht die Wahrheit selbst, so können auch die gottlosen Menschen zwar ungemein viel Schaden anrichten in einem Staate und in der ganzen Menschheit, aber die Wahrheit selbst und die Gerechtigkeit Gottes kann niemand zernagen. Der Mensch kann sagen und nagen, wie er will: die ewige Wahrheit bleibt, wie sie ist, und der Gott der Wahrheit wird einstens kommen, „zu richten die Lebendigen und die Toten." „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen," spricht derjenige (Mark. 13, 31), der da ist „der Weg, die Wahrheit und und das Leben" (Joh. 14, 6).

Mond.

I.

Der Mond hat von jeher als Zeitmesser gedient (Sir. 43, 6). Er ist sozusagen die Jahresuhr für den Kalendermacher (Sir 43, 7). (Von „Mond" kommt auch „Monat"; vergl. Sir. 43, 8). Der Mond ist darum das Sinnbild der Zeitlichkeit, der Veränderlichkeit.

1. In der geheimen Offenbarung 12, 1 ist die Rede von einem Weibe, das mit der Sonne bekleidet ist und den Mond unter ihren Füßen hat, sowie um ihr Haupt zwölf Sterne als Heiligenschein. Das bedeutet die hl. Mutter Gottes. Mit der Sonne bekleidet ist sie, heißt: sie besitzt das Kleid der heiligmachenden Gnade in vollkommenster Weise, in vollster Glut und

Klarheit. Den Mond unter den Füßen hat sie, bedeutet: sie war in ihrer hl. Gesinnung immer über die Zeitlichkeit erhaben, sie hat das Irdische vollkommen überwunden. Die zwölf Sterne bedeuten dann, daß sie die höchste Seligkeit erlangt hat, weshalb man ja auch sagt „allerseligste Jungfrau". Die Zahl zwölf gilt nämlich als die „Vollzahl", als Zahl der Vollständigkeit, daher (wie die zwölf Monate des Jahres so) zwölf Stämme Israels, zwölf Apostel rc. Siehe Matth. 14, 20 (zwölf Körbe) und 19, 28 (zwölf Throne) und 26, 53 (zwölf Legionen), Luk. 2, 42 (Jahr der Mündigkeit), Offenb. 7, 5 rc. (Zahl der Auserwählten) und 21, 12 (je zwölf Thore, Engel, Volksstämme) und 21, 14 (zwölf Grundsteine und Apostel) und 22, 2 (zwölf Früchte), II. Macch. 12, 42 (vollzähliges Totenopfer).

2. Auf die allerseligste Jungfrau Maria gehen auch die schönen Worte im hohen Lied 6, 9: „Wer ist die, welche wie die aufsteigende Morgenröte hervorkommt, schön wie der Mond, auserkoren wie die Sonne, furchtbar wie ein geordnetes Heerlager?" Eine Morgenröte ist Maria wegen ihrer Lieblichkeit, und weil auf ihre Geburt hin erst der Tag der Gnade Christi anbrechen konnte. Schön wie der Mond ist sie,

weil sie in der Nacht des Weltverderbens als tröstender und leuchtender Himmelskörper erschienen ist. Sie ist ein geistiger Mond, der sein Licht von der Sonne der Gerechtigkeit, d. i. von Jesus Christus, empfängt und uns leuchtet. „Auserkoren wie die Sonne" ist sie. Es gibt bloß eine Sonne für uns Erdenpilger, es gibt bloß eine Mutter Gottes. „Furchtbar wie ein geordnetes Heerlager" ist sie dem Satan, dem sie den Kopf zertrat. Den Vorzug Marias vor allen Heiligen haben die alten Deutschen schön bezeichnet mit dem Vergleich, Maria sei „wie der Mond unter den Sternen."

II.

Im Christentum erscheint auch das Zeitliche, das Irdische, in einer überirdischen Beleuchtung. Die ganze Natur hat da ein freundlicheres Gesicht. Denn der Christ sieht in allem die Weisheit und Liebe des Schöpfers, wogegen der geistig blinde Heide nichts sieht als „Stoff und Kraft" und Zufall. Dem Heiden kommt alles finster und traurig vor, weil eben seine eigene Seele finster und traurig ist. Der Christ ist im Unglück glücklicher als der Heide im Glück. Das Licht des christlichen Glaubens tröstet gar

lieblich und kräftig in der Nacht dieses Erdenlebens, und wenn auch das Mondlicht des Glaubens in der streitenden Kirche Gottes nicht so hell und klar leuchtet als das Sonnenlicht Christi in der triumphierenden Kirche (Offenb. 22, 5), so zeigt es doch unfehlbar sicher, sicherer als alle menschliche Erfahrung und Wissenschaft. Darauf deuten jene Worte des Propheten Isaias (30, 26) vom Reiche des Messias: „Dann erscheint das Licht des Mondes gleich dem Sonnenlicht.“

Ölbaum.

1. Der Ölzweig ist ein Sinnbild des Friedens. Als das hat er schon im alten Testament gegolten bei Juden und Heiden. So hatten im Altertum zu Kriegszeiten die Gesandten, die um Frieden baten, Ölzweige in der Hand. Daß der Ölzweig den Frieden versinnbilden soll, hat Gott selbst angedeutet dadurch, daß er bei der Sündflut zum Zeichen des Friedens, zum Zeichen, daß das Wasser zurückgehe, die Taube des Noe mit einem Ölzweig im Schnabel zurückkehren ließ (I. Mos. 8, 11), und auch dadurch, daß der Sohn Gottes selbst, der Friedensfürst (Is. 9, 6), mit Vorliebe am Ölberge weilte und am Ölberge Blut schwitzte, also am Ölberg die Versöhnung Gottes, unsere Erlösung begann (Mark. 14, 26), durch welche

er uns den Frieden brachte, den die Welt nicht geben kann (Joh. 14, 27). Der herrlichste Beweis dieses Friedens ist die Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Altarssakrament. Vor dem Tabernakel brennt das ewige Licht, wozu Olivenöl (oder doch Pflanzenöl) angewendet wird. (Sieh II. Mos. 27, 20.) Die Frucht des Ölbaumes heißt nämlich Olive.

Der Ölbaum überhaupt macht den Eindruck der Ruhe. Ruhe, das ist es, was das menschliche Herz sucht, und es findet die wahre, vollkommene Ruhe nirgends als in der Anschauung Gottes. Darum betet man für die Verstorbenen: „Herr, gib ihnen die ewige Ruh'." Auf einigen Grabsteinen der ersten Christen in Rom findet man eine Taube abgebildet mit einem Ölzweig im Schnabel. Diese Taube ist der hl. Geist, der den Frieden, der die ewige Ruhe bringt (Siehe Gal. 5, 22: „Liebe, Freude, Friede" 2c.). Man kann es aber auch so auslegen: Die Taube bedeutet die christliche Seele des Verstorbenen, der die ewige Ruhe erlangt hat (wie man nämlich hofft), oder etwa auch so: Die Taube bedeutet die Seele desjenigen Christen, der zu diesem Grab hinkommt und nun für die Verstorbenen beten soll, daß er ihnen durch

sein Gebet den Ölzweig des Friedens bringe. (Sieh auch „Taube“.)

2. Das Öl versinnbildet Freude und Fruchtbarkeit. Die Messe der hl. Jungfrau Gertrud, wie auch sehr vieler anderer hl. Jungfrauen, beginnt mit den Worten des Introitus: „Dilexisti justitiam“ etc., auf deutsch: „Du liebest Gerechtigkeit und hassest das Unrecht, darum hat dich, o Gott, dein Gott mit Freudenöl gesalbt, mehr als deine Genossen.“ Diese Worte im Meßbuch sind aus den Psalmen Davids genommen (Ps. 44, 8). David meint damit den Sohn Gottes, Jesus Christus; die katholische Kirche aber wendet diese Worte an auf die hl. Jungfrauen. Weil solche hl. Jungfrauen wie Gertrud nichts geliebt haben als Gott und seine Gerechtigkeit und nichts gehaßt und verabscheut als nur das Böse und besonders alles Unlautere, das sich oft so breit macht in der Welt, darum hat der Gesalbte Jesus Christus (das Wort „Christus“ heißt auf deutsch „Gesalbter“) sie gesalbt mit dem Öle der Freude, d. h. sie in den Himmel aufgenommen, und hat ihnen die ersten Plätze im Himmel gegeben, weshalb es heißt: „Mehr als deine Genossen.“ Der hl. Evangelist Johannes schreibt in der geheimen Offenbarung

14, 3: „Sie sangen wie ein neues Lied vor dem Throne . . . , und niemand konnte das Lied singen als jene . . . ; sie sind Jungfrauen, sie folgen dem Lamme, wohin es geht.“ Mit Freude erfüllt, mit übernatürlicher Freudigkeit des Herzens werden diejenigen, die Gott lieben, schon in dieser Welt. Wie der Gottlose nie wahrhaft glücklich ist, wenn es ihm noch so gut geht, weil er kein gutes Gewissen hat, so ist umgekehrt der Gerechte niemals wahrhaft unglücklich, weil die Liebe Gottes ihn im tiefsten Grunde seiner Seele mit Freude erfüllt. In besonderer Weise durch reinste Gottesliebe ausgezeichnet war die hl. Gertrud. Zu ihren Lebzeiten offenbarte Jesus Christus einer andern Klosterfrau, er sei auf Erden nirgends so sicher zu finden als im hl. Altarssakrament und im Herzen Gertruds. Ihr hl. Herz war auch von Freuden voll und war ungemein fruchtbar. Sie hat viele Offenbarungen niedergeschrieben und viele der herrlichsten Gebete, die seit vielen Jahrhunderten in Tausenden und Tausenden von Büchern verbreitet sind (die Gertrudenbücher), wo sie unzählige, christliche Herzen erleuchten und begeistern. Ihre Schriften sollen, wie ihr der göttliche Bräutigam verhieß, namentlich gegen das

Ende der Welt zu eine große Bedeutung erlangen. Da sieht man, wie fruchtbar eine Seele durch den hl. Geist werden kann. Wenn ein gottloser, vielleicht weltberühmter Dichter in der Hölle begraben ist, was helfen ihn seine berühmten Gedichte, die hundert oder tausend Jahre nach seiner Verdammung auf Erden droben immer noch abgedruckt oder gelesen werden, und die auch dem Leser zu seinem ewigen Heil nichts nützen? Seine Gedichte, die der Ehre des Allerhöchsten entgegen sind und Glaube und Tugend schädigen, machen ihm nur die Hölle heißer, weil der Dichter auch für allen Schaden am Seelenheil anderer verantwortlich ist.

Weil das Christentum wahre Freudigkeit des Herzens mit sich bringt und große Fruchtbarkeit an Verdiensten, darum heißt es bei Osee 14, 6 und 7: „Israel soll blühen wie eine Lilie, . . . seine Pracht gleich sein dem Ölbaum und sein Geruch gleich dem Libanon;" und bei Jeremias 11, 16: „Einen fruchtbaren, schönen, fruchtbeladenen, anmutigen Ölbaum nannte dich der Herr."

Wo man den hl. Geist regieren läßt, da ist in allem Segen, auch im Zeitlichen; denn da

herrscht die rechte Erleuchtung überhaupt und Geduld und Mut, wie der Mensch sie braucht; die Leidenschaften, die den Menschen blind und schwach machen, und von denen das allermeiste Elend stammt, diese werden niedergehalten. „Sein Laub wird nicht abfallen, und alles, was er thut, wird gelingen," heißt es vom Gerechten im ersten Psalm und im 127. Psalm, 3. Vers: „Deine Kinder sind wie Ölbaum-Pflanzen um deinen Tisch her," d. h. Gott segnet auch die Kinder des Gerechten.

Wie die christliche Frömmigkeit Freude und Fruchtbarkeit mit sich bringt und Segen in allem, so die Gottlosigkeit das Gegenteil: Freudlosigkeit und Unfruchtbarkeit der Seele und meistens auch Schande und Schaden im Zeitlichen. Wohl sind die Gottlosen oft „recht lustig" und gut gelaunt, aber das ist mehr nur äußerer, oberflächlicher Mutwillen; im tiefen Innern des Herzens ist Düsterheit, Unzufriedenheit, oft auch volle Verzweiflung. Daher kommt es, daß oft einer, dem gar nichts abzugehen scheint, der reich und gesund und angesehen ist (aber ungläubig), plötzlich bei klarem Verstand sich selbst umbringt, so daß sich dann alles darüber wundert. Der Prophet Isaias sagt — und das bleibt ewig wahr —:

„Die Gottlosen haben keinen Frieden.“ (Js. 48, 22.) — Im V. Buch Moses 28, 40 steht: „Ölbäume wirst du haben in allen deinen Grenzen und nicht gesalbt werden mit Öl; denn sie werden verdorren und zu Grunde gehen.“ Den Gottlosen hilft alles nichts; er wird nicht glücklich, weil der Fluch Gottes auf ihm ruht. Wenn er meint, es könne nicht fehlen, er sei reich und gescheid und geschickt und überall vorn dran und tapfer, er scheue nichts und brauche auf niemand und auf nichts aufzupassen: er kommt doch nirgends zu einem Endziel, das befriedigt. So ist es namentlich in Bezug auf wahre Bildung und Aufklärung. Wenn einer alle Bücher der Welt besitzt und studiert und alle möglichen Lehrer und Professoren hört, er findet die Wahrheit doch nicht, wenn er gottlos ist, sondern bleibt in der Hauptsache in Finsternis; denn die Weisheit geht nicht in eine boshafte Seele ein (Weish. 1, 4). Die größten Gelehrten sind in Bezug auf Religion oft die größten Narren.

Die Gottlosen sind unfruchtbar, weil ihre Stunden und Tage und Jahre dahinfließen ohne übernatürliche Verdienste. Wer im Stand der Ungnade Gottes ist, kann nichts Verdienstliches

thun für den Himmel. Die Zeit der Ungnade ist unfruchtbar.

3. Salbung mit Öl bedeutet Verleihung von übernatürlicher Kraft, weil nämlich die Salbung mit Öl den Körper kräftig und geschmeidig macht, weshalb auch schon im Altertum die öffentlich auftretenden Ringkämpfer ihren Körper mit Öl salbten, wie solche sogen. Herkulesse es heute noch thun. Die katholische Kirche wendet das Öl vor allem an bei denjenigen Sakramenten, die man Kampfsakramente heißen könnte, nämlich bei der Firmung und letzten Ölung. Das Wort „Firmung" bedeutet Stärkung. Die Firmung wurde in altchristlicher Zeit chrisma, unctio, Sakrament der Salbung genannt. Firmung und letzte Ölung sind zur Stärkung eingesetzt worden, die hl. Firmung für den Kampf im Leben, die letzte Ölung für den Kampf im Sterben, wo nach den Worten des Koncils von Trient (Sess. 14. c. 1) der Feind unseres ewigen Heils mehr als zu jeder andern Zeit mit Aufwendung aller Kräfte uns bekämpft, weshalb unser gnädigster Erlöser durch dieses „Sakrament der Sterbenden" das Ende des Lebens mit einer besonders starken Schutzwehr umgeben hat.

Schon im Buche Job (7, 1) ist ausgesprochen, daß das Leben des Menschen auf Erden ein Streit, ein Kriegsdienst ist. Die Versuchungen hören nie ganz auf, wie in einem Kriege Kampf und Gefahr nie aufhören; der Soldat weiß keinen Tag, ob er nicht umkommt. Tag und Nacht, und wo er geht und steht, ist er das Leben nicht sicher. Darum stellen Soldaten Wachen aus und sind immer gefaßt auf den Kampf. Wer auf die Wache marschieren muß, darf auch in der Nacht den Säbel nicht abschnallen, auch nicht „beim Niederliegen". — Wenn die Soldaten im Kriege kämpfen, da gibt es einen furchtbaren Spektakel und Lärm, so daß schon viele das Gehör eingebüßt haben. Es gibt nun nicht bloß Kämpfe des Leibes und mit Säbel und Gewehr, es gibt auch Kämpfe der Seele. Wenn die christliche Seele mit dem Teufel kämpft, da gibt es gar keinen Lärm, man sieht und hört nichts, und doch ist es ein harter Kampf und ein wichtiger Kampf. Es kann einer schwer sündigen und die Hölle verdienen, ohne daß er eine Hand oder einen Fuß rührt, ja ohne daß er ein Gesicht verzieht, bloß in Gedanken. In einer Schlacht mit Pulver und Blei verliert der Soldat nur das zeitliche Leben

(das bekommt er wieder am jüngsten Tag), aber wer gegen den Teufel unterliegt, der verliert das ewige Leben (wenn er sich nicht mehr bekehrt); wer in eine schwere Sünde fällt, verliert die heiligmachende Gnade, das Leben der Seele. Darum ist dieser Kampf wichtiger als alles andere in der Welt. Die Kirche Jesu Christi auf Erden heißt die streitende Kirche, und dieser Streit der Kirche und einer jeden einzelnen christlichen Seele ist das, um was sich alles dreht.

Hat denn Jesus Christus nicht den Kampf und die Versuchungen abgeschafft? — Nein, er sagt selbst: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert" (Matth. 10, 34); das will sagen: Jetzt geht der Kampf mit dem Teufel und dem Verderbnis erst recht an, und wie die guten Engel mit Michael gegen den Satan gekämpft und gesiegt haben, so sollen auch die Menschen auf Erden mit Christus gegen den Satan kämpfen und siegen. Christus ist für uns gestorben, deswegen müssen wir doch selbst auch sterben; Christus hat für uns gekämpft, deswegen müssen wird doch selbst auch kämpfen. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es an sich" (Matth. 11, 12). Solche, die ein wahrhaft christliches Leben führen,

die können sich dann aber auch, wenn es zum Sterben kommt, trösten wie der hl. Apostel Paulus: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; im Übrigen ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, welche mir an jenem Tage geben wird der Herr, der gerechte Richter" (II. Tim. 4, 7). „Wer ausharrt, wird gekrönt werden."

Zum Zeichen der Mitteilung übernatürlicher Kraft wird eine Ölung auch angewendet bei den hl. Sakramenten der Taufe und der Priesterweihe, aber nur nebensächlich, nur als Ceremonie.

Die katholische Kirche wendet das Öl auch bei verschiedenen Sakramentalien an, bei Einweihung von Kirchen, Altären, Glocken u. s. w.

Im alten Testament wurden Priester und Könige gesalbt. Bei Zacharias 4, 14 werden der König und der Hohepriester „die Söhne des Öles" genannt. Zwei Männer, welche Gott mit ganz besonderer, übernatürlicher Kraft ausrüsten wird, weil sie mit dem Antichrist kämpfen müssen, sind Elias und Henoch . . . Von ihnen schreibt der hl. Evangelist Johannes in der geheimen Offenbarung 11, 4: „Diese sind die zwei Ölbäume und die zwei Leuchter, die vor dem Herrn der Erde stehen." Johannes selbst, der Lieblings-

jünger Jesu und der Prophet des neuen Testamentes, war in ganz eigener Weise ein Mann des hl. Geistes und seiner Salbung. Er ist der einzige unter den hl. Aposteln, der nicht als Märtyrer gestorben ist. An seinem Feste hat der Priester daher ein weißes Meßgewand statt ein rotes wie bei den Martyrern; aber die Kirche feiert ihm zu Ehren noch einen zweiten Tag, „Johannes von der lateinischen Pforte," mit rotem Meßgewand, und warum das? Antwort: weil Johannes zwar nicht als Martyrer gestorben ist, aber gleichwohl ein Martyrium durchgemacht hat. Johannes sollte nämlich in einem Kessel Öl gesotten werden, wurde aber durch ein Wunder unverletzt erhalten, ähnlich wie die drei Jünglinge im Feuerofen. Darum sagt ein altes (jetzt nicht mehr gebrauchtes) Kirchenlied: „Er hat gewaschen im Blute der Olive sein Gewand." (Sieh auch Weinstock II, 3.)

Palme.

I.

Einer der allerberühmtesten Pflanzenkenner, nämlich Linné, nennt die Palmen „die Fürsten des Pflanzenreiches". Sie sind die höchsten und edelsten aller Pflanzengestaltungen. Man schätzt mindestens sechshundert Arten. Die Kokospalme erhebt sich mit unglaublicher Wachstumskraft bis zu einer Stammhöhe von 31 Meter; die Dattelpalmen werden mitunter 47 Meter hoch, und die Wachspalmen auf den Andes Südamerikas gar gegen 60 Meter hoch. Der Nutzen der Palmen ist überaus groß. Sie liefern Holz, das zu allem Möglichen verwendbar ist, dann Öl (Speiseöl und Brennöl), dann süßen Saft, Palmwein genannt, dann Wachs, Sagogewürz, sogar sehr gutes Gemüse (von jungen Wedeln und Knospen), end-

lich allerlei Früchte, wovon die Kokosnüsse und Datteln die bekanntesten sind. Von diesen Früchten sind einige größer als ein Menschenkopf und an Farbe bald braun, bald goldgelb, bald purpurrot. Aus der Fruchtschale macht man Löffel, Lampen, Geschirre 2c.

1. Weil die Palme die höchste und edelste aller Pflanzen ist, so erscheint sie in der hl. Schrift als die Stellvertreterin des ganzen Pflanzenreiches, so im III. Buch der Könige, 7. Kapitel. Da heißt es, daß im Tempel zu Jerusalem zehn Kessel mit Gestellen sich befanden, an welchen Gestellen (von anderm hier abgesehen) angebracht waren Cherubim, Löwen und Palmen (7, 36). Diese Kessel waren zum Reinigen der Brandopfer bestimmt (II. Paral. 4, 6). In diesen Cherubim, Löwen und Palmen können wir eine Andeutung dahin finden, daß all dasjenige zuvor gereinigt werden müsse, was zu einem Opfer für Gott bestimmt ist. Für Gott kann nicht leicht etwas rein genug sein, wenn er volles Wohlgefallen daran haben soll, kaum die Engel des Himmels. „Wenn es möglich wäre, müßte selbst die englische Natur in dem hochheiligen Sakramente geläutert werden," sprach einmal der Herr zur hl. Katharina von Siena (Dial. Cap. 124).

Die Cherubim, Löwen und Palmen an den Kesseln versinnbilden uns die dreierlei Art von Leben, die es gibt, nämlich: Geistesleben, Tierleben und Pflanzenleben. Das Mineralreich ist tot, da gibt es kein Leben; aber von den Pflanzen sagt man mit Recht, daß sie leben. Gar sehr verschieden vom Leben der Pflanzen ist freilich das Leben der Tiere, und wiederum unendlich verschieden vom Leben der Tiere ist das Leben der Geister. Die Engel leben auch, aber das ist ein anderes Leben als das Leben der Tiere oder gar das Leben der Pflanzen. Eine andere Art von Leben als Pflanzenleben, Tierleben und Geistesleben gibt es nicht mehr. Wenn diese drei Arten von Leben gereinigt und geheiligt sind, dann ist alles Leben gereinigt und geheiligt. — Was ist es nun denn mit dem Menschen? Was für ein Leben von den drei Arten hat der? Ist das Leben des Menschen ein Pflanzenleben oder ist es ein Geistesleben? Antwort: alle drei Arten von Leben sind in der menschlichen Natur vereinigt. Der Mensch ist keine Pflanze, hat aber im Wachstum, in der Ernährung &c. etwas Pflanzenhaftes in seiner Natur (vegetatives Leben); der Mensch ist kein Tier, hat aber in seinem gan-

zen körperlichen Leben, im sinnlichen Wahrnehmen, Empfinden 2c. sehr viel mit dem Tiere gemein (sensitives Leben); der Mensch ist kein purer Geist wie die Engel, seine Seele aber ist geistig, ist fähig zum Erkennen und Wollen und ist ebenso unsterblich wie die puren Geister, die (guten und bösen) Engel (intellektuelles Leben).

2. Der große Prophet Ezechiel schaute einmal in einem Gesicht den Tempel des neuen Testamentes, d. i. die katholische Kirche. An den Wänden im Tempel waren ringsum Cherubim und Palmen so, daß immer ein Cherub zwischen zwei Palmen stand, und immer eine Palme zwischen zwei Cherubim, also: Palme — Cherub — Palme — Cherub — Palme u. s. f. (Ezech. 41, 18). Jeder Cherub hatte ein Menschengesicht und ein Löwengesicht. Die Bedeutung scheint im Grunde die nämliche zu sein wie bei Cherubim, Löwen und Palmen am Kesselgestelle, nämlich die, daß alles Leben in den Dienst Gottes gestellt werden soll, daß alles Leben in Christo geheiliget werde. Das thut auch die hl. katholische Kirche wirklich; sie segnet auch Pflanzen (Kräuterweihe) und Tiere, sie zieht die ganze Natur in den Dienst Gottes, z. B. auch Tiere (Vögel bei Heiligsprechungen in Rom, die

Leonhardifahrten in Tölz und Benediktbeuern, der Blutritt in Weingarten). Daß an den Wänden des Tempels keine Löwen abgebildet waren, hat den Grund, weil das Tierische sich nicht so breit machen darf im Christentum, weil das Tierische überall zurückweichen muß vor dem Geistigen. Im Vergleich zum Pflanzenreich (Wachs, Weihrauch, Blumenschmuck) spielt das Tierreich so viel wie keine Rolle beim ganzen Gottesdienst der Kirche. Die Cherubim bedeuten in dieser Erscheinung des Propheten wohl keine Engel, sondern die Heiligen, die mehr als Engel wie als Menschen gelebt haben, die sich mit den Flügeln der übernatürlichen Gnade über das rein Menschliche hoch erhoben haben wie „Engel im Fleische". Sie sind deswegen, wie z. B. der hl. Joseph, trotzdem wahre Menschen gewesen wie wir alle; sie haben zu Lebzeiten wie wir einen sinnlichen, tierischen Leib mit herumschleppen müssen, und das bedeutet das Löwengesicht. (Statt daß ein Löwe an die Wand gemacht war, hatte dafür der Cherub auch ein Löwengesicht zum Menschengesicht, also zwei Gesichter, nicht bloß eines, und auch nicht mehr als zwei, nicht etwa vier. Gerade ein Löwengesicht ist es, weil der Löwe als König der Tiere gilt.)

II.

Weil die Palmen „die Fürsten des Pflanzenreiches“ sind und die höchsten und edelsten aller Pflanzengestaltungen, deswegen ist die Palme das Sinnbild der Erhöhung. Am meisten erhöht wurde Jesus Christus; auf ihn gehen die Worte bei Sirach 24, 18: „Ich wuchs wie eine Palme zu Kades.“ Vergl. Psalm 109. In einem Liede auf den hl. Aloysius heißt es: „Flos delectans angelos, inter palmas paradisi transplantatus,“ auf deutsch: „Du Blüte, welche die Engel freut, unter die Palmen des Paradieses verpflanzt.“ Das will sagen: Aloysius ist unter denjenigen Heiligen, die am herrlichsten dastehen; seine himmlische Herrlichkeit ist eine großartige, obwohl er auf Erden wenig Aufsehen gemacht hat, vielmehr nur wie eine stille Unschuldsblume, wie eine zarte Lilie geblüht hat. Die Messe vieler Heiligen, z. B. des hl. Joseph, fängt an: „Justus ut palma florebit,“ der Gerechte wird blühen wie eine Palme (Ps. 91, 13). Wie sich das gerade beim hl. Joseph so großartig erfüllt! Er war auf Erden wohl ein Sohn Davids, also aus dem berühmtesten Königshaus der Welt stammend, er war ein königlicher Prinz, wie man heutzutag sagen würde;

aber er mußte als armer Handwerker, der in den Augen der Welt gar keine Rolle spielte, sich fortbringen. Auf Erden als Zimmermann hatte er nichts zu regieren als seine geplagten Glieder zu schwerer Zimmermannsarbeit, und jetzt ist er einer der allerersten Fürsten des Himmelreiches, und sein Reich nimmt kein Ende in Ewigkeit. Er wird jetzt verehrt als Schutzpatron der ganzen katholischen Kirche. Wie viele Kirchen sind ihm zu Ehren schon gebaut worden seit den Tagen der Apostel, wie viele Figuren und Bilder wurden von ihm gemacht, wie viele Lieder zu seiner Ehre gesungen, wie viele Feste gefeiert! Wie viele Christen mögen schon seinen Namen bekommen haben! „Er war gerecht," sagt die hl. Schrift ausdrücklich. „Der Gerechte wird blühen wie eine Palme." Diese Worte werden namentlich auch angewendet auf die hl. Martyrer, die auch in der Regel mit Palmzweigen abgebildet werden. Sieht man einen Heiligen mit einem Palmzweig, so weiß man gleich, es kann bloß ein Martyrer sein. Die Martyrer sind um der Gerechtigkeit willen gemartert worden; sie haben, wie es die Gerechtigkeit verlangt, Gott mehr gehorcht als gottlosen Menschen. Bei ihnen hat die Gerechtigkeit gesiegt über die Gottlosigkeit ihrer Feinde.

Die Palme bei Martyrern soll insbesondere den Sieg bedeuten, den sie durch Standhaftigkeit im Glauben, durch Ausdauer in der Gerechtigkeit erfochten haben.

III.

Weil die Palme alles überragt — kein Baum kann sich mit ihr messen — darum gilt sie als Sinnbild der Siegesfreude. Das Sinnbild der Siegesfreude war die Palme im alten Ägypten, also schon in uralten Zeiten, dann bei den durch Kunst und Wissenschaft überaus berühmten alten Griechen, dann bei dem berühmten Kriegsvolk der Römer, das einstens die Welt beherrschte wie niemals ein zweites Volk, dann bei den Juden, z. B. an den Siegesfesten der Macchabäer (I. Macch. 13, 51 und II. Macch. 10, 7), also bei Heiden, Juden und Christen. Im Christentum werden gewöhnlich die hl. Martyrer mit Palmzweigen abgebildet und auch noch mit dem Marterwerkzeug, welches sie überwunden haben; denn nicht überwunden wurden sie, sondern überwunden haben sie. So hat z. B. die hl. Katharina Rad und Schwert überwunden durch ihren Glauben und ihre Standhaftigkeit; sie hat nämlich das ihr angedrohte

Rädern und Köpfen einfach verachtet, hat sich durch Rad und Schwert keine Angst machen lassen, sondern hat für das Leben der Seele den Tod des Leibes erduldet nach der Mahnung der hl. Schrift bei Sirach 41, 5: „Fürchte nicht den Urteilsspruch des Todes," und nach den Mahnworten Jesu Christi selbst bei Matth. 10, 28: „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht töten können; sondern fürchtet vielmehr denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stürzen kann!" Wohl sind die hl. Martyrer dem Leibe nach getötet worden durch Gottes Zulassung; aber sie sind nicht überwunden worden der Seele nach, und auch der Tod des Leibes gilt nichts mehr am jüngsten Tag, wo alle Menschen von den Toten auferstehen. Da heißt es dann: „Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?" (I. Kor. 15, 55.)

In der geheimen Offenbarung des heiligen Johannes (7, 9) heißt es: „Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern und hatten Palmen in ihren Händen." Diese Worte kommen

auch am Feste Allerheiligen in den kirchlichen Gebeten vor. Alle Heiligen haben gleichsam Palmen in der Hand zum Zeichen ihres dreifachen Sieges über sich selbst, die Welt und den Teufel. Die Heiligen im Himmel haben nicht wirklich Palmzweige; das ist nur ein Gleichnis, das will nur sagen: Die Heiligen feiern ein ewiges Siegesfest; sie sind voller Siegesfreude, die ihnen nicht mehr kann genommen werden. Sie haben weiße Kleider, bedeutet: sie sind jetzt makellos und selig, sie gehören nicht mehr der streitenden Kirche an und nicht der leidenden, sondern der triumphierenden. Triumphieren heißt auf deutsch einen Sieg feiern, ein Siegesfest begehen. Das thun die Seligen im Himmel ohne Aufhören in Ewigkeit und darum bilden sie die „triumphierende Kirche". Sie haben in der streitenden Kirche auf Erden im treuen Kampf ausgeharrt; „wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden" (Matth. 10, 22). Schlecht ausgehalten im guten Kampf hat einstens das Judenvolk, welches am Palmsonntag dem Erlöser Palmen gestreut und ihm zugejubelt hat als Sohn Davids, als Messias (Joh. 12, 13), später aber geschrieen hat: „Ans Kreuz mit ihm!" Ihre Palmen, die sie einst dem Sohne

Gottes auf den Weg gestreut haben, sind verfault für Zeit und Ewigkeit. So geht es allen guten Werken eines Menschen, wenn derselbe nicht aushält im Guten, sondern später in schwere Sünden fällt und in schweren Sünden, also ohne die heiligmachende Gnade stirbt. Bloß wer ausharrt bis ans Ende, der wird selig.

Pferd.

1. Einleitendes. Das Pferd ist unstreitig das edelste Tier. Es ist schön und stark und schnell, klug und gelehrig, tapfer und folgsam, seinem Herrn ergeben. Es gilt namentlich für das schönste Tier (Ästhetik von Köstlein) und war von jeher ungemein geschätzt. Es ist in verschiedenen Racen über die ganze Erde verbreitet und dient dem Menschen seit den urältesten Zeiten als Haustier und insbesondere im Kriege. Das Roß ist ein geborener Soldat. Im Buche Job (Kap. 39) heißt es: „Kannst (o Mensch) du Stärke dem Rosse geben und mit Wiehern seinen Hals umkleiden? Kannst du's aufspringen machen wie die Heuschrecken? Die Pracht seines Schnaubens wie schrecklich! Es scharret den Boden mit dem Hufe, hüpft

mutig auf, ziehet den Gewappneten entgegen, verachtet die Furcht und weicht dem Schwerte nicht aus. Auf ihm klirrt der Köcher, blitzet Spieß und Schild. Wütend und tobend verschlingt es das Feld (d. h. durchrennt es im Streite) und achtet's nicht, wenn der Posaunen Schall klinget. Hört es die Trompete, so spricht's: Hui! Aus der Ferne riecht es den Streit, der Führer Rufen und des Heeres Geschrei." „Salomon hatte vierzigtausend Rosse in Ställen und zwölftausend Wagen und Reiter" (II. Paral. 9, 25). In Deutschland hat Kaiser Heinrich I. (918—936), der Gemahl der hl. Mathilde, die Reiterei zur Hauptsache des Kriegsheeres gemacht, weil nämlich zu jener Zeit das Reitervolk der Ungarn wiederholt in Deutschland eingebrochen ist. Die Ungarn, damals noch wilde Heiden, raubten und mordeten weit und breit, und bis immer deutsche Fußsoldaten kamen, waren sie auf ihren Rossen wieder davon. Als nun auch Deutschland Reiter-Soldaten erhielt, ging die Sache gleich anders. Die Ungarn wurden geschlagen, namentlich unter Kaiser Otto, dem Großen, Heinrichs und der hl. Mathilde Sohn. (Seine Gemahlin war die hl. Adelheid.) Die Ungarn standen vor Augsburg. Der berühmte

hl. Ulrich, Bischof von Augsburg, der Hauptratgeber des Kaisers, verteidigte selbst zu Roß die Stadt. Am 9. August 955 kam es auf dem Lechfeld bei Augsburg zu einer großen Schlacht, wo das Ungarnheer vollständig vernichtet wurde. Von da kamen die Ungarn nie wieder.

Daß das Roß das edelste Tier ist, sehen wir auch daraus, daß nach der hl. Schrift nicht bloß Engel zu Roß erscheinen (sieh 3. und 4.), sondern sogar Jesus Christus, der Sohn Gottes, selbst mit seinen Heiligen; in der geheimen Offenbarung 19, 11 ꝛc. heißt es nämlich: „Ich sah den Himmel offen, und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hieß der Treue und Wahrhaftige, der da richtet und streitet mit Gerechtigkeit . . . , und sein Name heißt: Wort Gottes. Und die Heere, die im Himmel sind, folgten ihm nach auf weißen Pferden.“

2. Zucht und Gehorsam. Das Pferd zeigt sich gefügig und gehorsam, obwohl es sehr stark und flink ist. Sein Gehorsam ist weniger aus Furcht als vielmehr aus einer guten Art, die ihm angeboren ist. Viele andere Tiere, z. B. das pferdähnliche Zebra, kann man zu keinem Gehorsam bringen. Einen Hasen kann man zu

nichts abrichten. Bei solchen Tieren ist die Unfügsamkeit nichts Unrechtes, es ist eben nicht ihre Natur. Gott hat den Hasen nicht dazu erschaffen, daß er apportieren soll, wie der Hund es thut, oder tanzen wie der Tanzbär. Aber den Menschen hat Gott erschaffen, daß er Gehorsam übe und dadurch an Leib und Seele glücklich werde. Es gibt Leute, die sich einbilden, ungehorsam sein, das sei nobel, „gebildet", mannhaft; das ist aber nicht wahr. Ungehorsam sein ist kindisch, unmännlich, es ist unverständig und sündhaft. Es gibt leider so viele Menschen, die überall bloß folgen, wenn es nicht anders geht, die man immer zwingen muß, andern zu geben und zu lassen, was ihnen gehört, überhaupt zu thun, was Pflicht ist. Wer seinen freien Willen und seine Macht und seine Gelegenheiten nicht mißbraucht, der ist ein rechter Mann. So ein Mann war z. B. Kaiser Karl der Große. Er war ein Held und Herrscher wie kein zweiter. Ihm konnte kein Feind widerstehen. Im Frieden wie im Kriege ordnete er alles auf das beste, aber nicht aus Selbstsucht, Eigennutz, nicht zu seinem eigenen Genuß und zu seiner eigenen Verherrlichung und Verhimmlung, sondern nach Gerechtigkeit zur Ehre Gottes,

dem er sich demütig unterwarf. Wenn er auch noch so viel durchsetzte, wurde er dennoch nicht übermütig wie oft andere bedeutende Männer. Er lebte ganz einfach, kleidete sich ganz einfach, ging fleißig den Regierungsgeschäften nach und betete sehr viel, besuchte täglich die hl. Messe und lebte überhaupt wie einer, der weiß, daß er einmal Gott Rechenschaft geben muß. Gottes Segen war auch mit ihm. Er hat ein Reich gegründet, das tausend Jahre bestanden hat (von 800—1806), nämlich „das hl. römische Reich deutscher Nation". In diesem Reiche war nämlich der deutsche König zugleich römischer Kaiser, d. h. Beschützer des Papstes und der Kirche. Noch nie hat die Welt ein so herrliches, gesegnetes, in übernatürlichem Glanze strahlendes Reich gesehen. (Sieh Js. 60, 3.)

Die göttliche Vorsehung verleiht nicht jedem eine große äußere Macht wie Königen und Kaisern, jedem Menschen aber verleiht sie eine große innere Macht: die Macht des freien Willens. Auch der einfachste und ärmste Mensch kann in Gedanken, Worten und Werken gar vieles wirken, was je nachdem ewigen Lohn oder ewige Strafe bringt. Die Hauptsache für den Menschen ist: nur keine Zuchtlosigkeit des Geistes! Er muß

immer denken, daß er einstens alles verantworten muß. Darum sagt der göttliche Heiland (Matth. 12, 36): „Ich sage euch aber, daß die Menschen über ein jedes unnütze Wort, das sie reden, am Tage des Gerichtes Rechenschaft geben müssen.“ Er hebt gerade die sündhaften Worte, die Zungensünden, hervor, weil nämlich gerade durch Worte soviel Ärgernis gegeben und soviel Unheil in der Welt angerichtet wird. Der hl. Jakobus schreibt: „Wer in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann; er kann auch den ganzen Leib im Zaume halten. Siehe, den Pferden legen wir Zäume ins Maul, damit sie uns gehorchen, und wir lenken ihren ganzen Körper. . . So ist auch die Zunge zwar ein kleines Glied, richtet aber Großes an“ (Jak. 3).

3. Gottvertrauen und übernatürliche Hilfe. Der Mensch empfängt seine Geistes- und Leibeskräfte nicht umsonst. Er darf und soll und muß sinnen und trachten und arbeiten und kämpfen, daß seine Sache gut stehe; aber er darf nie vergessen, daß das Glück entscheidet; alles Glück aber kommt von Gott. „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ Ohne Gottes Segen helfen alles Talent und aller Fleiß, alle Kräfte und Mittel nichts. Daher muß der

Mensch bei allem seine Hoffnung auf Gott setzen, nicht auf sich selbst und nicht auf andere Menschen. Der Psalmist sagt: „Diese verlassen sich auf Wagen und jene auf Rosse, wir aber rufen den Namen des Herrn, unseres Gottes, an“ (Ps. 19, 8). „Einem König hilft nicht große Macht, und einem Riesen hilft nicht die Fülle seiner Kraft. Das Roß ist betrüglich zur Hilfe, in seiner überschwenglichen Kraft wird's doch nicht helfen“ (Ps. 32, 16). Die Juden im alten Testament haben, wie jetzt viele Christen, oft weit mehr auf die Welt vertraut als auf Gott. So haben sie insbesondere eine Zeit lang in ihren Bedrängnissen auf das heidnische Ägypten gehofft, daß ihnen die Ägypter gegen ihre damaligen Feinde helfen sollten. Da sprach der Prophet Isaias (31, 1 und 3): „Wehe denen, die hinabziehen nach Ägypten um Hilfe, auf Rosse hoffend, auf Wagen vertrauend, weil ihrer viel, auf Reiter, weil sie sehr stark sind: die nicht vertrauen auf den Heiligen in Israel und sich nicht wenden an den Herrn.“ „Denn Ägypten ist Mensch und nicht Gott, und ihre Rosse sind Fleisch und nicht Geist.“ Bei Judith 9, 16 heißt es: „Nicht in der Menge besteht deine Macht, o Herr, noch hast du Wohlgefallen an der Rosse

Stärke; und nicht gefielen dir die Stolzen von Anbeginn, sondern der Demütigen und Sanftmütigen Gebet hat dir allzeit gefallen."

Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden werden. Gott weiß gar verschiedene Wege, uns zu helfen. Am auffallendsten hat Gott einst seinem Volke Israel gegen den hochmütigen, verwegenen Pharao geholfen, der dasselbe nicht wollte aus Ägypten fortziehen lassen, obgleich Gott es durch Moses verlangte. „Rosse und Reiter warf er ins Meer," heißt es im II. Buch Moses 15, 1, wo vom wunderbaren Durchzug der Juden durchs rote Meer die Rede ist. — Als einmal ein feindlicher König den Propheten Elisäus mit Rossen und Wagen umringte und gefangen nehmen wollte, brachte er dies nicht fertig. Der Diener des Propheten aber sah: „Der Berg war voll feuriger Rosse und Wagen um Elisäus her." Das war nämlich bloß eine übernatürliche Erscheinung. Es waren keine leibhaften Rosse und keine wirklichen Wägen, sondern Gott versinnbildete durch diese Erscheinung seine übernatürliche Hilfe.

So hat auch unser erhabener Kaiser Heinrich II., d. i. der hl. Heinrich, der von 1002

bis 1024 regierte, und der ein gar tüchtiger Feldherr war, öfters gesehen, wie neben seinen Soldaten heilige Martyrer mitkämpften.

Ähnliches erzählt die hl. Schrift im II. Buch der Macchabäer 10, 29 ꝛc. Die Juden hatten (ungefähr 150 Jahre vor Christi Geburt) einen furchtbaren Kampf mit den Heiden zu führen. Die Heiden wollten nicht nur das Judenvolk unterwerfen, sondern auch den Glauben an den Einen wahren Gott austilgen und den Götzendienst einführen mit all seiner Nichtigkeit und Schlechtigkeit. „Als nun der Streit heftig war," heißt es dort, „erschienen den Feinden vom Himmel fünf strahlende Männer auf goldbezäumten Pferden. Diese dienten den Juden zu Führern, und zwei von ihnen waren zu beiden Seiten des Macchabäers und beschirmten ihn mit ihren Waffen, daß er unversehrt blieb; gegen die Feinde aber schleuderten sie Pfeile und Blitze, wodurch sie verblendet wurden, so daß sie in voller Verwirrung dahinfielen." Diese fünf Männer waren Engel.

Einige Zeit vor diesem eben erzählten Kampf erschien auch einmal ein Engel zu Pferd (II. Macch. 3, 2), nämlich einem heidnischen Beamten, der

mit Soldaten den Tempel zu Jerusalem plündern wollte. Priester und Volk wußten keine Hilfe, sie beteten; da half Gott. Es erschien ein Engel zu Pferd, welches mit seinen Vorderhufen heftig auf diesen Beamten, Namens Heliodorus, stürzte, während noch zwei Engel sichtbar wurden, die den Heliodorus so sehr durchpeitschten, daß er bewußtlos weggetragen wurde und kaum mit dem Leben davon kam.

Auch der Prophet Zacharias sah einmal eine wunderbare Erscheinung von Engeln zu Roß (Zach. 1, 8), und er hörte sie zu Gott sagen: „Wir haben die Erde durchzogen, und siehe, die ganze Erde ist bewohnt und ruhig.“ Die Rosse bedeuten die Bereitwilligkeit und Schnelligkeit, mit der die Engel Gottes Befehle vollziehen. Nicht als ob die Engel wirklich Rosse hätten oder bräuchten, sie sind nur mit diesem Sinnbilde erschienen, wie man sie ja auch gewöhnlich mit Flügeln abbildet, obwohl sie auch keine Flügel haben, weil sie Geister ohne Leib sind. Die Maler aber malen ihnen Flügel zum Sinnbild ihres raschen und erhabenen Wandelns.

Pilz (Schwamm).

Von den Schwämmen sagt die hl. Schrift gar nichts, ein Sprüchwort aber sagt von ihnen: „Die besten taugen nichts.“ Es gibt ihrer viele tausend Arten. Von keiner andern Pflanzenklasse gibt es solchen Formenreichtum und solche Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse. Bemerkenswert ist: 1. ihr rätselhafter Ursprung aus Moder und Fäulnis, 2. ihr schnelles Wachstum, 3. ihr Vorkommen und Fortkommen an allen möglichen Plätzen, 4. ihr auffälliges, aber unsolides, wässeriges Wesen und 5. das, daß sie starke Gifte enthalten.

I. Die Schwämme können gelten als ein Sinnbild der Irrlehren, der Ketzereien. Bei den Irrlehren ist ebenfalls bemerkenswert: 1) ihr Ursprung aus Moder und Fäulnis. Abfall vom wahren, christlichen Glauben entsteht

da, wo es faul und moderig ist in der Tugend. (Etwas anderes ist es aber, wenn jemand nicht selbst vom wahren Glauben abfällt, sondern ohne seine Schuld in Irrtümern erzogen wird.) Abfall vom wahren Glauben hat es im Christentum schon gleich anfangs gegeben; darum schreibt der hl. Apostel Paulus an die Thessalonicher: „Das Geheimnis der Bosheit ist schon wirksam" (II. Thess. 2, 7). 2) Ist bei den Irrlehren wie bei den Pilzen bemerkenswert ihr schnelles Wachstum. Wenn eine Irrlehre überhaupt zum Durchbruch gelangt, so breitet sie sich meist rasch wie eine Feuersbrunst aus, und wo möglich mit brutaler Gewaltthätigkeit, und entfaltet auch gleich ihr ganzes freches, gottloses Wesen; Kirchenraub, Unzucht rc. lassen nie lange auf sich warten. Sie kommen 3) zu allen möglichen Völkern der Christenheit in dieser oder jener Form und haben 4) ein auffälliges, aber unsolides, wässeriges Wesen an sich (z. B. die Wiedertäufer, die Mennoniten, die sogen. Heilsarmee) und enthalten 5) starke Gifte in Lehren und Grundsätzen, die den Verlust der heiligmachenden Gnade, also den Tod der Seele alsbald mit sich bringen, z. B. die Irrlehre der Arianer, Jesus Christus sei nicht wahrhaft Gott.

II. Die Schwämme können auch gelten als ein Bild des modernen Modenwechsels. Was von den Irrlehren gilt, das gilt in ihrer Weise auch von den Thorheiten der Kleidermode. Eine Mode muß zwar sein, sie ergibt sich von selbst; es ist ganz natürlich, daß man nicht bei allen Völkern und in allen Jahrhunderten die gleiche Art von Kleidung haben und erhalten kann oder soll. Aber ein absichtliches fortwährendes Wechseln der Mode, eine solche Modenhetze, wie sie oft besteht, ist eines jeden verständigen Menschen, namentlich aber eines Christen unwürdig. Wie bei den Schwämmen, so ist bei einer solchen Modenhetze: 1) der Ursprung Moder und Fäulnis, d. h. Sündhaftigkeit, nämlich Hochmut, Habsucht, sittliche Trägheit, Mangel an Lebensernst, Flatterhaftigkeit; 2) ist hiebei ebenso der Fall ein schnelles Wachstum, d. i. rasche Verbreitung, so daß oft auch bescheidene und verständige Leute rein gezwungen sind, Modenarren-Kleider zu kaufen, weil andere nicht mehr zu haben sind; 3) ist ebenso der Fall ein Vorkommen und Fortkommen an allen möglichen Plätzen, was der moderne Verkehr sehr erleichtert; 4) zeigt sich auch da ein auffälliges, unsolides, wässeriges Wesen; auffällig — das will man ja

gerade; unsolid und wässerig, weil bei diesem närrischen Drängen nach Neuem die Kleider immer leichtfertiger, immer schlechter und oft auch ganz unpraktisch, gesundheitsschädlich gemacht werden; 5) enthält auch die Mode starke Gifte, d. h. sie ist dem Seelenheil vieler verderblich (schamlose Damenkleider, zu kurze Röcke der Schulmädchen und dergl.).

Regenbogen.

Der Regenbogen gehört zu den herrlichsten Naturerscheinungen (Sir. 43, 12). Daß er eine höhere Bedeutung hat, das hat Gott selbst ausdrücklich erklärt, nach der Sündflut nämlich, als er zu Noe sprach: „Meinen Bogen will ich in die Wolken setzen, und er soll ein Zeichen des Bundes sein zwischen mir und der Erde" (I. Mos. 9, 13). Dieser Bund zwischen Himmel und Erde soll nach Gottes Willen bestehen bis zum Ende der Welt, ja noch darüber hinaus: in alle Ewigkeit, ein Bund nämlich zwischen Gott und den Kindern Gottes. Der „alte Bund", das alte Testament, ist übergegangen ins neue Testament, in den neuen und ewigen Bund. Der „einzige Mittler" zwischen Gott und der sündigen Menschheit ist der Sohn Gottes. Bloß durch seine Vermittlung ist ein Bund zwischen Gott und Welt möglich. Darum erschien gerade er

im alten Testament dem Propheten Ezechiel (1, 28) und im neuen dem hl. Evangelist Johannes (Offenb. 4, 3) mit einem Regenbogen um seinen Himmelsthron. „Die Weisheit baute sich ein Haus und hieb sieben Säulen aus," sagt die hl. Schrift (Sprüche 9, 1). Die Weisheit ist der Sohn Gottes, Jesus Christus, und das Haus ist die katholische Kirche mit ihren sieben hl. Sakramenten. Durch die Kirche sollen wir mit Gott verbunden werden. Wer nun mit Gott wahrhaft verbunden ist, wer dem übernatürlichen Bunde Gottes mit der Kirche durch die heiligmachende Gnade angehört, der besitzt immer auch die Gaben des hl. Geistes (Js. 11, 2). Wie viele sind es? — Sieben wie die sieben Farben des Regenbogens.

Der Bund mit Gott hat zunächst zum Zweck unsere Heiligung. „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung" (I. Thess. 4, 3). Die Zahl der Heiligung nun und des Übernatürlichen überhaupt ist die Zahl sieben, und darum hat auch „das Zeichen des Bundes", das Naturzeichen der übernatürlichen Gnade und Heiligung, sieben Farben.

Daß die Zahl sieben wirklich die Zahl der Heiligung, die Zahl des Geheimnisses, des Übernatürlichen sei, ist aus vielen Schriftstellen er-

sichtlich, z. B. (außer Sprüche 9, 1 und Js. 11, 2) II. Mos. 12, 15 und 29, 37 (die sieben Wochentage zur Heiligung des Menschen durch Gebet und Arbeit); III. Mos. 8, 11 und 23, 18; I. Kön. 31, 13; Tob. 11, 18 (Segnung, Opfer, Fasten, Beten); Ezech. 40, 22 (sieben Altarstufen — sieben Weihestufen des Priestertums); Js. 30, 26 (siebenfache Erleuchtung im Reiche Gottes); II. Mos. 25, 37 und Offenb. 1, 12 (der siebenarmige Leuchter); Tob. 12, 15 und Offenb. 1, 4 und 3, 1 (sieben Geister vor Gottes Thron); Offenb. 1, 16 (sieben Sterne in Gottes Hand) und 5, 1 (sieben Siegel) u. s. w.; als Gegenstück I. Mos. 4, 15 und III. Mos. 26, 28 (siebenfache, d. h. übernatürliche Strafe [der Hölle] für Todsünden); Mark. 16, 9 und Matth. 12, 45 (sieben Teufel als Gegenstück des Segens und der Heiligung wie die sieben Hauptsünden; vergl. I. Mos. 41, 3 ꝛc.) Vergleiche auch die sieben: Sakramente, Gaben des hl. Geistes, Stufen der Priesterweihe, Bitten des Vater unser, Worte Jesu am Kreuz, Bußpsalmen, Tagzeiten (Horen), Schmerzen Mariä, leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit u. a.

Rose.

1. „Die Rose ist die Königin der Blumen,“ d. h. sie ist die schönste aller Blumen. Rosen sieht man oft auch bei Heiligenbildlein, nament- bei Muttergottesbildern. Was bedeutet die Rose? — Die Liebe! Die Liebe Gottes ist die schönste Tugend, die Königin der Tugenden, ja das langt nicht: sie ist der Inbegriff aller Tugend. Deshalb spricht der göttliche Heiland bei Matthäus 22, 37 2c.: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten.“ Das ganze Christentum lauft also auf das hinaus: *die rechte Gottes- und*

Nächsten-Liebe. — Wer unter allen Menschen hat Gott und den Nächsten in bester Weise geliebt? Antwort: die höchste Person unter allen Heiligen des Himmels, die Königin aller Heiligen: die hl. Mutter Gottes. Darum heißt es in der lauretanischen Litanei: „Du geistliche Rose." Damit hängt auch der Name Rosenkranz zusammen. In Lourdes erschien die unbefleckt empfangene Jungfrau Maria mit goldenen Rosen an den Füßen, wodurch ihr Lebenswandel in vollkommener Liebe angezeigt war. Die Rose bedeutet nämlich die Liebe, das Gold die Vollkommenheit (goldene Rose = vollkommene Liebe); an den Füßen sind sie, weil die Füße den Wandel darstellen.

2. Nach der hl. Schrift bedeutet die Rose Lieblichkeit und auch Freude. Deshalb heißt es im Buche Sirach 50, 8: Der Hohepriester Simon war „wie blühende Rosen in den Tagen des Frühlings". (Vergl. Sir. 24, 18 und 39, 17.) Das Priestertum des Sohnes Gottes ist ein lieblicher Trost für die Menschheit; denn die Priester lehren die frohe Botschaft des Himmelreiches und spenden die hl. Sakramente zur Erlangung der ewigen Seligkeit, und in ihren Lehren und Segnungen liegt auch für

das Zeitliche ungemein viel Trost und Nutzen. Wie die Rose die Königin unter den Blumen ist, so ist der Priesterstand der erhabenste Stand, den Gott gegründet hat, indem Gott dem Priesterstand die höchsten Gewalten übertragen hat, vornehmlich die Gewalt, Brot und Wein in den Leib und in das Blut Jesu Christi zu verwandeln und die Sünden nachzulassen, was kein König und kein Kaiser vermag.

3. Leichtsinnige Genußmenschen sprechen: „Wir wollen uns mit Rosen kränzen, eh' sie verwelken." (Weish. 2, 8. Vergl. das moderne Lied „Freuet euch des Lebens" 2c.) Die Lieblichkeit und Freude der Natur darf uns nicht von Gott ablenken, sondern soll uns im Gegenteil Gott zuführen; denn die Natur verkündet überall Gottes Allmacht und Güte. Die Natur ohne Gott würde uns auch wenig helfen. Die Rosen verwelken, und unser Leben verwelkt auch, und Himmel und Erde werden vergehen, aber unsere menschliche Seele lebt nach Gottes Willen ewig. Der wahre Weise, d. i. der fromme Christ, ist nicht genußsüchtig und schätzt niemals die zeitlichen Dinge höher als die ewigen. Der Gegenstand seiner Liebe und Freude ist Gott.

Salz.

Das Wort Salz spielt in der hl. Schrift eine große Rolle, es kommt ungefähr dreißig mal vor, und zwar in verschiedenem Sinn.

1. Als ein Sinnbild der Unfruchtbarkeit erscheint das Salz im Buche Richter 9, 45. Da ist erzählt, daß Abimelech die Stadt Sichem so zerstörte, daß er Salz darüber streute, zum Zeichen nämlich, daß die Stätte für alle Zeit unbebaut bleiben soll. (Ebenso machten es später die heidnischen Römer nach der Zerstörung von Karthago; zum Zeichen, daß da keine Stadt mehr gebaut werden solle, streuten sie Salz über die Trümmer der vernichteten Stadt.) Vergleiche dazu V. Mos. 29, 23.

Eine ähnliche Bedeutung hat das Salz im I. Buch Moses 19, 26, wo erzählt ist, wie bei der Zerstörung von Sodoma und Gomorrha Lots Weib in eine Salzsäule verwandelt wurde, weil sie aus Unglaube und Ungehorsam sich noch einmal umgesehen hatte. Die Strafe für Unglaube und Ungehorsam gegen Gott ist der Tod der Seele, der Verlust der heiligmachenden Gnade und somit die Unfruchtbarkeit an guten Werken, an Verdiensten; denn ohne Gnadenstand kein Verdienst. Umgekehrt ist Fruchtbarkeit der Anteil des Gerechten, wie die hl. Schrift an vielen Stellen ausspricht. Sieh namentlich I. Mos. 22, 17.

2. Als ein Sinnbild der Unverweslichkeit erscheint das Salz im IV. Buch Moses 18, 19: „Es ist ein ewiger Salzbund vor dem Herrn" (ähnlich II. Paral. 13, 5), nämlich der Bund Israels mit Gott, sowie im III. Buch Moses 2, 13, wo den Juden vorgeschrieben ist, daß bei allen Opfern Salz sein müsse: „Welche Speisopfer du bringst, die sollst du mit Salz würzen, und du sollst das Salz des Bundes deines Gottes nicht wegthun von deinen Speisopfern. Bei allen deinen Opfern sollst du Salz opfern." Auf diese Stelle des alten Testamentes

beruft sich Jesus Christus selbst und erklärt sie, nämlich bei Markus 9, 48, wo von den Verdammten die Rede ist, und wo es heißt: „Jeder wird mit Feuer gesalzen, und jedes Opfer mit Salz gesalzen;“ das will sagen: auch die Verdammten in der Hölle sind unsterblich, nicht bloß die Seligen im Himmel, und die Verdammten müssen ewig leben als ein ewiges Brandopfer der Strafgerechtigkeit Gottes.

3. Als ein Sinnbild der Weisheit und Heiligkeit erscheint das Salz bei Markus 9, 49 („Habet Salz in euch“), Kolosser 4, 6 („Eure Rede sei allzeit lieblich, mit Salz gewürzt“) und bei Matthäus 5, 13 („Ihr seid das Salz der Erde“). Vergleiche Luk. 14, 34.

In diesem Sinne wendet die katholische Kirche das Salz an bei der Wasserweihe und bei der Taufe. Das Wasser gilt in der hl. Schrift als Sinnbild der Menschenwelt. (Sieh Wasser.) Daß Salz in das zu weihende Wasser gestreut wird, bedeutet, daß die Menschenwelt mit der Weisheit und Heiligkeit Christi soll erfüllt werden, wie das schon im alten Testament vorgebildet war, wo der Prophet Eli-

säus Salz in das schlechte, unbrauchbare Wasser schüttete und es in Gottes Namen gesund machte (IV. Kön. 2, 21). Bei der hl. Taufe gibt der Priester dem Täufling Salz in den Mund mit den Worten: „Nimm hin das Salz der Weisheit; es sei dir zur Versöhnung zum ewigen Leben.“

Schaf.

I.

Das Lamm ist ein Sinnbild Jesu Christi.

1. Schon im alten Testament galt das Lamm als Sinnbild des leidenden Erlösers. Gott selbst hat ihm diese Bedeutung gegeben, indem er die Schlachtung und Verspeisung des Osterlammes bei den Israeliten anordnete (II. Mos. 12, 3 und Joh. 19, 36). Pharao wollte die Israeliten nicht aus Ägypten fortlassen ins gelobte Land, alle Strafwunder durch Moses wollten nichts helfen; zuletzt sandte Gott den Würgengel, daß in einer Nacht in jeder ägyptischen Familie der älteste Sohn starb. Da lag in jedem Hause der Ägypter eine Leiche; an den Häusern der

Israeliten aber ging der Todesengel vorbei, da starb niemand. Die Israeliten hatten nach Gottes Auftrag in jeder Familie ein Lamm geschlachtet und gegessen und mit seinem Blute die Hausthüre besprengt. Jetzt endlich ließ Pharao die Juden fort, und das Andenken an diese Rettung vom Todesengel und aus der ägyptischen Knechtschaft feierten die Juden alljährlich durch das Osterlamm.

Auch der göttliche Heiland selbst beobachtete diesen heiligen Brauch und aß mit seinen Jüngern das Osterlamm (Matth. 26, 19). Weil man schon im alten Testament das Lamm als Sinnbild des Messias kannte, darum heißt es beim Propheten Isaias 16, 1: „Herr, sende das Lamm, den Beherrscher der Erde," und ebendort 53, 7: „Wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt und verstummt wie ein Lamm vor dem, der es scheert, und thut seinen Mund nicht auf." (Vergl. Apg. 8, 32 und Jerem. 11, 29.) Das tierische Osterlamm in Ägypten rettete die Israeliten vom zeitlichen Tod und von zeitlicher Knechtschaft; das geistige Osterlamm aber, das wahre Osterlamm, d. i. Jesus Christus, das rettet uns vom ewigen Tod und von der ewigen Knechtschaft des Satans. „Wer mein Fleisch ißt und

mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken," sprach der göttliche Heiland (Joh. 6, 55).

2. Als ein Lamm wurde Jesus Christus der Welt vorgestellt durch Johannes, den Täufer. Als Jesus zu ihm an den Jordan kam, rief er die bekannten Worte aus: „Ecce agnus Dei, ecce qui tollit peccata mundi." „Sehet an das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt" (Joh. 1, 29). Diese Worte spricht jetzt jeder Priester vor der hl. Kommunion.

Als ein Lamm wird uns der Sohn Gottes auch vorgestellt von Johannes, dem Evangelisten, an vielen Stellen seiner geheimen Offenbarung. Er schreibt da, Offenb. 5, 6: „Ich sah, und siehe in Mitte vor dem Throne und den vier lebenden Wesen und in Mitte vor den Ältesten stand ein Lamm." Johannes sah nämlich in einer Verzückung in den Himmel hinein und erblickte da Jesus Christus in Gestalt eines Lammes vor dem Throne des himmlischen Vaters stehend, mitten unter den höchsten Engeln und Heiligen. Johannes hörte dann alle Heiligen mit starker Stimme ausrufen: „Heil unserm

Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme!"

Unter den Heiligen sind von besonderer Herrlichkeit die Jungfräulichen. Von denen schreibt Johannes (Offenb. 14, 4) weiter: „Sie folgen dem Lamme, wohin es geht." In einem Kirchenlied heißt es: „Jesus, du Krone der Jungfrauen . . . Der du weidest unter Lilien, umgeben von Scharen Jungfrauen . . .; wohin du immer gehst, die Jungfrauen folgen und laufen lobsingend dir nach und lassen erklingen süße Lieder."

II.

Das Lamm ist ein Bild des Christen (wegen seiner Ähnlichkeit mit Christus, dem Lamme Gottes).

1. „Siehe, ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe," sprach der göttliche Heiland zu seinen Jüngern (Luk. 10, 3 und Matth. 10, 16). Die Christen werden mit Schafen verglichen, einmal weil sie nach Christi Vorbild sanftmütig sein sollen; dann weil sie nach seinem Beispiele geduldig sein und von ihren Feinden viel Verfolgung ausstehen müssen und oft überall um ihr Recht gebracht werden wie die Schafe um

ihre Wolle und um ihr Fell, endlich auch noch deswegen, weil die Gerechten in dieser Welt gleichsam eine wehrlose Herde sind, allein angewiesen auf den göttlichen Schutz, ähnlich wie das Schaf nach seiner ganzen Natur auf den menschlichen Schutz und die menschliche Pflege angewiesen ist. Darum heißt es beim Propheten Ezechiel 34, 11: „So spricht Gott, der Herr: Siehe, ich selbst will nach meinen Schafen sehen und sie heimsuchen," und 34, 23: „Und ich will einen einzigen Hirten über sie setzen, ... der soll sie weiden, und der soll ihr Hirt sein." (Vergl. Is. 40, 11 und Joh. 1, 45.) Wer ist dieser einzige Seelenhirt? — Antwort: zunächst ist gemeint der Sohn Gottes selbst, dann aber auch sein Stellvertreter auf Erden, der Papst. Bloß ein einziger Hirt der Herde soll sein, der Ordnung und Einheit willen, wie ja auch ihr Gott bloß ein einziger ist. „Ein Gott, ein Glaube!" Der Sohn Gottes bezeichnet sich selbst als den Hirten dieser Herde. Er spricht: „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe" (Joh. 10, 11); „ich gebe mein Leben für meine Schafe" (Joh. 10, 15); „und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden in Ewigkeit nicht verloren gehen; und

niemand wird sie aus meiner Hand reißen" (Joh. 10, 28). Der hl. Apostel Petrus schreibt (I. Pet. 2, 25): „Ihr waret wie irrende Schafe, jetzt aber seid ihr bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen."

Daß, abgesehen vom göttlichen Lehrer, selbst auch sein Stellvertreter auf Erden, der Papst, der einzige Oberhirte der Herde sei, sagt Jesus Christus deutlich genug bei Johannes 21, 15 ff.: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe," was er bloß zu Petrus und zu keinem andern Apostel gesprochen hat. Es heißt auch nicht einfach: „Weide meine Schafe," sondern: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe;" das will sagen: Weide meine gesamte Herde. Sieh auch Matth. 16, 19 rc.

2. Mit einem Lamme abgebildet wird Johannes, der Täufer, weil von ihm das Wort stammt: „Sehet an das Lamm Gottes" u. s. w., ferner die hl. Jungfrau und Märtyrin Agnes, eine vornehme Römerin, die mit dreizehn Jahren den Martyrtod starb. Von ihr heißt es in den kirchlichen Tagzeiten: „Ihr zur Rechten stand ein Lamm, weißer als der Schnee: Christus und weihte sie zu seiner Braut und Martyrin." „Um

deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, werden geachtet wie Schlachtschafe," heißt es in den Psalmen (43, 22). Vergl. Röm. 8, 36. Das gilt von den hl. Martyrern. Wie Schlachtschafe wurden geachtet der hl. Offizier Mauritius (Moriz) und seine 6666 Mann. Sie sollten den Götzen opfern, und weil sie dieses Verbrechen nicht begehen wollten, wurden sie alle von andern, von heidnischen Soldaten niedergehauen, und sie wehrten sich durchaus nicht, obwohl sie eine ansehnliche Kriegsschar ausmachten, sondern ahmten das Lamm Gottes nach, das zur Schlachtbank geführt wurde und seinen Mund nicht öffnete. Ihr eigener Kaiser nämlich, ein Götzendiener, ließ sie töten. Ebenso erging es einem andern christlichen Heere, das 10,000 Mann zählte und in Armenien auf Befehl seines heidnischen Kaisers niedergehauen wurde; es sind die sogen. 10,000 Martyrer. Die Kirche verehrt unter andern 11,000 Jungfrauen, welche von heidnischen Soldaten ermordet worden sind, weil sie nicht wollten mit ihnen Unkeuschheit treiben. Man hatte diese 11,000 Jungfrauen (Engländerinnen) auf Schiffe gebracht, um sie gegen ihren Willen 11,000 Soldaten zur Ehe zuzuführen Die Schiffe wurden aber vom Sturm anderswohin verschlagen, und

da am Ufer stand ein anderes, fremdes Kriegsheer, wilde, heidnische Soldaten, welche die Jungfrauen töteten. Die vornehmste unter ihnen war die hl. Ursula. Zahllos sind überhaupt die hl. Martyrer, die für Christus, die für Glaube und Tugend ihr Blut vergossen haben.

Schlange.

I.

Die Schlange ist ein Sinnbild des Satans. Darum sagt die geheime Offenbarung 12, 9: „Es ward hinabgeworfen jener große Drache, die alte Schlange, welcher genannt wird der Teufel und Satan.“ Von dieser Schlange ist beim Sündenfall unserer Stammeltern im Paradies die Rede. Da ist eben der Teufel gemeint. Denn was da von dieser Schlange alles erzählt wird in der hl. Schrift, gäbe sonst gar keinen Sinn.

1. Die bösen Geister werden überhaupt gern mit verschiedenen Tieren verglichen: mit Schlangen, Krokodilen, Fröschen, Hunden, Wölfen, Affen, Gaisböcken, Nachteulen und dergl., und zwar nicht nur auf Gemälden, sondern auch zum

Teil in den Worten der hl. Schrift und zum Teil sogar in übernatürlichen Erscheinungen, die große Heilige gehabt haben. Den Heiligen sind Teufel in verschiedenen Tiergestalten erschienen. Und warum das? Der Grund liegt in Folgendem: Der Mensch ist ein Ebenbild Gottes, er ist Gott ähnlich. Nun aber sind die Tiere dem Menschen ähnlich (weil sie ebenfalls Kopf, Brust, Bauch, Augen und Ohren, Herz, Nieren u. s. w. haben). Folglich sind die Tiere auch Gott irgendwie ähnlich; aber freilich ist diese Ähnlichkeit eine sehr mangelhafte, eine ganz verkrüppelte. Gerade so ist es bei den Teufeln. Sie sind auch Ebenbilder Gottes wie der Mensch, aber verkrüppelte, verzerrte, verdorbene. Sie gleichen den Tieren und sind dem Geiste nach, was schreckliche und abscheuliche Tiere dem Leibe nach sind; sie sind, wie sie gemalt werden: entsetzliche Drachen, heimtückische, giftige Schlangen, reißende Wölfe, gierige Hunde, boshafte Affen, unreine Böcke, ekelhafte Kröten, lichtscheue Nachteulen 2c.

2. Mit der Schlange unter den Füßen abgebildet wird die allerseligste Jungfrau Maria, weil sie ohne alle Sünde geblieben ist und den Erlöser der Welt geboren hat. „Gott sprach zur Schlange: Ich will Feindschaft setzen zwischen

dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; sie wird deinen Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen" (I. Mos. 3, 15). Das ist durch Maria erfüllt worden. Dieses Kopfzerbrechen bedeutet nicht, daß der Teufel sei getötet worden, sondern nur, daß seine stolze Macht sei vernichtet worden. Der Mond bedeutet auf solchen Bildern das Zeitliche, das Irdische. Er bedeutet, daß Maria durch ihre Vollkommenheit über diese irdische Welt erhaben war (Sieh Mond I, 1).

Mit einem Kelch abgebildet, aus dem eine Schlange aufsteigt, werden namentlich zwei vorzüglich berühmte Heilige: Benediktus und Johannes der Evangelist. Hier versinnbildet die Schlange nicht den Teufel selbst, sondern die Schlange bedeutet hier Gift im Kelche, oder sie bedeutet den Kelch der Prüfungen und Leiden. Benediktus sollte vergiftet werden. Er machte das Kreuzzeichen über den Kelch, und der Kelch zersprang. Johannes sollte nach einer alten Sage ebenfalls Gift trinken, und zwar um die Wahrheit des Evangeliums zu bezeugen. Er machte das Kreuzzeichen über den Kelch und trank das Gift ohne Schaden. Das Gleiche wird auch noch von andern Heiligen erzählt. Selbstver-

ständlich dürfte man ein solches Gifttrinken nicht ohne weiteres nachmachen wollen; denn solche Wunder wirkt Gott nur selten. Übernatürliche Gnade und übernatürlichen Schutz Gottes wirkt das hl. Kreuzzeichen immer, nicht aber auch sichtbare Wunder im Natürlichen. Solches hat Christus auch nicht verheißen. Er hat wohl gesagt: „In meinem Namen werden sie Schlangen aufheben, und wenn sie Tötliches trinken, wird es ihnen nicht schaden" (Mark. 16, 17); jedoch gilt das, wörtlich aufgefaßt, nicht für alle Christen.

Für den Kelch mit oder ohne Schlange bei Johannes gibt es auch folgende (der Bedeutung dieses Apostels besser entsprechende) Erklärung. Der Kelch ist das Sinnbild des Priestertums, weil Johannes, der am Herzen Jesu ruhte, als der würdigste und erhabenste Priester aller Jahrhunderte dasteht; die Schlange im Kelche bedeutet (wie die Manipel des Priesters!) die Prüfungen und Leiden des Priesterstandes. Sieh auch Matth. 20, 22.

3. „Die Schlange birgt in ihrem Trug den Fluch für den Menschen," schreibt die hl. Hildegard. Eva hat sich von der Schlange betrügen lassen, und daher kommt aller Fluch für die Menschheit. „Die Schlange hat mich betrogen,

und ich aß," sagte Eva zu Gott; aber Gott hat sie doch gestraft. Hätte sie sich nicht anlügen lassen! Warum hat sie der Schlange mehr geglaubt als Gott? Am Tage des Gerichtes wird es Hunderttausenden von Menschen gerade so gehen. Sie werden auch zum Richter sagen: Dieser und jener hat mich irre geführt, hat das und das gesagt, und in diesem und jenem Buche habe ich so und so gelesen und dergl. Da wird Jesus entgegnen: Warum habt ihr der Welt mehr geglaubt als Gott? Warum habt ihr das Schlechte lieber gehört und geglaubt als das Gute? Warum habt ihr die Kirche verachtet, die ich gegründet habe, um euch aufzuklären und zu heiligen? Habe ich euch nicht sagen lassen, ihr sollt die Kirche und ihre Priester hören? Und er wird schließen mit den Worten: „Weichet von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet worden ist!" (Matth. 25, 41.)

4. Wie unsinnig die Menschen werden können, wenn sie dem Teufel ins Garn kommen, sieht man unter anderm am Götzendienst, z. B. am Schlangengötzendienst. Der Teufel spielt den Heiden den Schabernak, daß sie sein Sinnbild anbeten. Man sagt, daß die Schlangen-

anbetung bei allen möglichen heidnischen Völkern, bei denen es Schlangen gibt, im Brauch sei. Bekannt ist die Geschichte, wie die Babylonier eine große Schlange verehrten, mit welcher der Prophet Daniel kurzen Prozeß machte (Dan. 14, 25). Daniel sagte, er wolle, wenn man ihn lasse, diesen Götzen ohne Schwert und ohne Stecken umbringen. Er machte dann große Klösse aus Pech, Fett und Haaren und warf sie der Schlange vor. Das dumme Vieh fraß die Klösse und zerbarst.

II.

Die Schlange ist ein Sinnbild der Heilung. Die Militär-Ärzte haben als Auszeichnung auf der Achsel den sogen. Äsculapstab, d. i. ein Stab, von einer Schlange umwickelt. Die Ärzte der Seelen sind die Priester, und der oberste Priester ist Jesus Christus selbst, der im alten Testament auch einmal durch eine Art Äsculapstab vorgebildet wurde, nämlich durch die an einem Pfahle aufgerichtete eherne Schlange (IV. Mos. 21, 8 und Joh. 3, 14).

III.

Die Schlange ist ein Sinnbild der Klugheit nach Christi eigenen Worten bei

Matthäus 10, 16: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben.“ (Sieh **Fuchs** 1.) „Einfältig wie die Tauben,“ steht dabei, um anzudeuten, daß der Christ nicht listig, nicht heimtückisch wie die Schlange sein darf, sondern bloß klug, d. h. vorsichtig wie sie. Der Christ hat den Satan und eine satanfreundliche Welt zum Feind, und da heißt es in allen Stücken vorsichtig sein, auch in erlaubten Dingen, ja selbst in guten, tugendhaften Dingen. Oft ist etwas gut und doch nicht am Platz, mehr schädlich als nützlich. „Die Klugheit ist die Lenkerin der Tugenden und führt das Steuerruder auf der Fahrt des Lebens,“ sagt der hl. Bernhard.

Schnee.

„Bist du in die Schätze des Schnees gegangen?“ fragte Gott den Job (Job. 38, 22). Das will sagen: bist du eingedrungen in die Weisheit Gottes, wie sie auch im Schnee enthalten ist? Verstehst du den Nutzen und die ganze Bedeutung des Schnees? „Nicht ohne tiefere Bedeutung wird von Schätzen des Schnees gesprochen, weil in der That jede Flocke ein künstliches, krystallisiertes Juwel ist, prächtiger als es Menschenhand bilden könnte. Bis jetzt hat man sechsundneunzig Formen der Schnee-Krystalle beobachtet“ (Loch).

Die am meisten hervorstechende Eigenschaft des Schnees ist sein blendendes Weiß. „Schneeweiß“ pflegt man zu sagen. „Die Schönheit seiner Weiße bewundert das Auge,“ sagt das

Buch Sirach 43, 20, und der Psalmist ruft aus: „Besprenge mich mit Hyssop, so werde ich gereinigt; wasche mich, so werde ich weißer als der Schnee" (Ps. 50, 9). Auf lateinisch heißt dieser Vers: „Asperges me (Domine) hyssopo, et mundabor; lavabis me, et super nivem dealbabor." Diese Worte hört man jeden Sonntag beim Weihwassergeben, womit der Sonntagsgottesdienst (und der Gottesdienst der ganzen Woche) eingeleitet wird. Wenn man vor Gott wohlgefällig erscheinen will, so muß man sich zuvor von der Sünde reinigen. Deswegen wird auch „die offene Schuld" jeden Sonntag gebetet (Sieh Palme I, 1). Die Psalmworte „Asperges me . . ." betet der Priester auch beim Kranken-Versehen.

Der Schnee erscheint als ein Sinnbild der Makellosigkeit, der Vollkommenheit. Der hl. Evangelist Markus schreibt (9, 2) von der Verklärung Christi: „Seine Kleider wurden glänzend und überaus weiß wie der Schnee, so wie kein Walker auf Erden weiß machen kann." Das weiße Kleid soll nämlich die Makellosigkeit der Seele und die Herrlichkeit des Himmels versinnbilden. Daher erscheinen in der hl. Schrift auch die Engel und Heiligen in weißen Kleidern, so

die Engel im Grabe Jesu (Joh. 20, 12) und die Engel bei seiner Himmelfahrt (Apg. 1, 10), ferner die Heiligen nach verschiedenen Stellen der geheimen Offenbarung: 3, 4 u. 3, 5 u. 4, 4 u. 6, 11 u. 7, 9 u. 7, 13 u. 19, 14.

Nach altem Herkommen wird die allerseligste Jungfrau in weißem Gewand dargestellt, mit himmelblauem Mantel, der ihre Erhabenheit und Lieblichkeit versinnbildet. In weißem Kleide und mit blauem Gürtel erschien sie wirklich in unsern Tagen in dem schnell so berühmt gewordenen Wallfahrtsort Lourdes. — Das Fest „Maria Schnee“ am 5. August erinnert durch seinen Namen an die Makellosigkeit und Unversehrtheit der allerseligsten Jungfrau, hat aber nicht unmittelbar Bezug darauf. Die Entstehung des Festes ist folgende: In Rom fiel einmal nachts zur heißesten Jahreszeit und nur an einem bestimmten Fleck Schnee. In der gleichen Nacht erschien die hl. Mutter Gottes ein paar sehr frommen und reichen Eheleuten im Traum und forderte sie auf, an der beschneiten Stelle eine Kirche ihr zu Ehren zu erbauen. Den gleichen Traum hatte auch der Papst, und Kirche und Fest kamen alsbald zu stand.

Unter den fünf kirchlichen Farben: weiß, rot, grün, violett und schwarz nimmt die weiße Farbe den ersten Rang ein und kommt bei weitem am öftesten vor. Sie weist auf die Vollkommenheit des Himmels hin und bedeutet Freude. Wo der Zustand der Vollkommenheit, der Vollendung ist, da ist auch der Zustand der Freude, der Seligkeit. Das weiße Meßgewand wird an den Tagen aller derjenigen Heiligen genommen, die keine Martyrer sind; die Martyrer werden (Johannes der Täufer und die unschuldigen Kinder ausgenommen) durch das rote Meßkleid besonders ausgezeichnet (Sieh Wein II. 3). Das Gegenstück zu weiß, der Farbe der Freude, ist schwarz, die Farbe der Trauer.

Schneeglöcklein.

Das Schneeglöcklein in seinem frischen Schneegewand mit den lilienförmigen Blättern und seinem wundermilden Duft ist wohl das lieblichste Frühlingsblümlein unserer Gegenden. Es macht den Eindruck jugendlicher Unverdorbenheit. Womit soll ich nun die Schneeglöcklein vergleichen? — Ich vergleiche sie mit unschuldigen Kindern, und zwar fallen mir da ein die unschuldigen Kinder zu Bethlehem, die Alterskameraden Jesu Christi, die der König Herodes hat umbringen lassen, damit ihm der „neugeborene König der Juden“ nicht entrinnen sollte. Noch unter der Schneedecke kommen diese Blümlein beim Frühlingslicht, als ob sie den Frühling kaum erwarten könnten; noch unter der

Schneedecke der alten sündigen Welt kamen jene Kindlein beim erscheinenden Frühlingslicht Christi gleichzeitig mit ihm. „Das Schneeglöckchen läutet den Frühling ein," heißt es in einem Lesebuch. Jene Kinder in Bethlehem läuteten auch den Frühling ein, nämlich den ewigen Frühling des übernatürlichen Lebens, den Frühling des Christentums, den Frühling des Reiches Gottes; sie läuteten ihn ein als eine zarte Opfer-Schaar, nämlich als die ersten Martyrer, als die ersten Blutzeugen Christi. Darum betet der Priester an ihrem Festtage, am 28. Dezember: „Seid gegrüßt, ihr Blüten der Martyrer, welche, als das Licht Christi schon auf der Thürschwelle stand, der Verfolger zerstört hat wie der Sturmwind blühende Rosen."

Brave Kinder haben ihre Kameraden gern, besonders die Schul- und Spiel-Kameraden vom gleichen Alter. Jesus Christus, das vollkommenste Muster jeglicher Tugend, ist auch in diesem Stück nicht zurückgeblieben. Er hat alle Knäblein, die im gleichen Jahr und im gleichen Ort Bethlehem, wie er, auf die Welt gekommen sind, in den Himmel aufgenommen, wo sie ewig bei ihm bleiben. Gott hat sie gleich hinweggenommen,

damit sie nicht später in der Welt verdorben würden (Weish. 4, 11). Der Umstand, daß sie Altersgenossen und Landsleute des göttlichen Kindes waren, sollte ihnen in besonderer Weise zu gut kommen.

Sonne.

1. „Was ist heller als die Sonne?“ (Sir. 17, 30.) Sie ist das Sinnbild der Erkenntnis. Darum ist im Buche der Weisheit 5, 6 die Rede von der „Sonne der Erkenntnis“, und darum wird derjenige große Heilige mit der Sonne abgebildet, der durch göttliche und menschliche Wissenschaft ganz besonders hervorragend war, und der vom Papst Leo XIII. zum Schutzpatron aller Schulen ernannt wurde: der hl. Thomas von Aquin (nach seiner Abstammung ein Deutscher, ein adeliger Longobarde). In der hl. Schrift wird auch die ewige Weisheit selbst, d. i. Jesus Christus, mit der Sonne verglichen. Malachias nennt ihn „die Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal. 4, 2). Es ist nicht ohne tiefen Grund, daß bei seinem Tode auf Golgatha

die Sonne sich verfinsterte (Luk. 23, 45). Bei jener unheimlichen Finsternis soll ein Heide, der später ein Christ und ein heiliger Bischof wurde, ausgerufen haben: Entweder geht jetzt die Welt unter, oder es leidet der Herr der Natur.

2. Die Sonne ist auch ein Sinnbild der höchsten Schönheit. Darum heißt es in den Psalmen (88, 38) vom Throne Gottes, er sei wie die Sonne. Ebenso heißt es bei Matthäus 13, 43, daß die Gerechten glänzen werden wie die Sonne. Bei der Verklärung Christi auf dem Tabor glänzte sein Angesicht wie die Sonne (Matth. 17, 2).

3. Im Buche Josue 10, 13 ist das ganz besonders auffallende Wunder erzählt, daß Gott einmal die Sonne still stehen ließ, bis die Feinde des Volkes Gottes vertilgt waren, damit sie nicht in der Nacht entrinnen konnten. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich." Für Gott ist ein Wunder so schwer und so leicht als das andere. Gott ist eben allmächtig. Übrigens war es nicht notwendig, daß Gott in den Lauf der Himmelskörper eingriff, er konnte ja ganz einfach den Schein der Sonne fortwirken lassen, ohne daß die Sonne selbst wirklich noch am Firmament

stand, ähnlich wie Gott beim hl. Altarssakrament den Schein des Brotes und Weines (oder, wie man da sagt, die Gestalten des Brotes und Weines) fortwirken läßt, obwohl gar kein Brot und kein Wein mehr vorhanden ist, sondern Fleisch und Blut des göttlichen Heilandes.

Sonnenblume.

1. Die Sonnenblume, die Lieblingsblume unseres deutschen Kaisers Wilhelm II., hat den Namen davon, daß sie ihre Blumenscheibe fortwährend nach der Sonne dreht. Diese merkwürdige Eigenschaft mahnt den Christen, daß in ähnlicher Weise er selbst seinen Geist immer nach der Sonne gerichtet halte, nach der Sonne der Geister nämlich, d. i. nach Gott. Wie die Sonnenblume dem Lichte und der Wärme der Sonne sich zuwendet (daher heißt sie auch Sonnenwende), so soll der Geist des Menschen der Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes zugewendet bleiben; nichts darf ihn davon ablenken, er darf insbesondere nicht einer Windfahne gleichen, wie charakterlose Leute, die aus Menschenfurcht und Eigennutz bald nach rechts, bald nach links gehen,

bald ja, bald nein sagen, je nachdem es Vorteil bringt.

2. Ein vor 600 Jahren verfaßtes Buch sagt, es seien in das Herz der hl. Gertrud folgende Tugendblumen gepflanzt worden: „die Rose der Liebe, die Lilie der Keuschheit, das Veilchen der Demut, die Sonnenblume des Gehorsams.“ Die Sonnenblume gilt also seit alter Zeit als Sinnbild des Gehorsams. Der Gehorsam gegen geistliche und weltliche rechtmäßige Obrigkeiten ist eine strenge Pflicht. Der hl. Apostel Paulus schreibt (Röm. 13, 1): „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer demnach sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes; und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammnis zu.“ Als ein besonders hervorragendes Muster christlichen Gehorsams leuchtete die „sel.“ Crescentia von Kaufbeuren. Ihr Grundsatz war: „Lieber sterben als nicht gehorchen.“ „Es ist nicht nötig, zu leben, wohl aber ist es nötig, zu gehorchen,“ sagte sie. Sie gehorchte unverzüglich sogar dann, wenn man ihr etwas Läppisches schaffte, um nämlich ihren Gehorsam

und ihre Demut auf die Probe zu stellen. So schaffte man ihr einmal, sie solle in einem Siebe Wasser holen. Sie widersprach nicht, sondern wollte gleich thun, so viel sie eben konnte. Gott aber zeigte sein Wohlgefallen durch ein Wunder: Crescentia trug das Wasser im Siebe wie in einer Schüssel.

Einer obrigkeitlichen Person nicht gehorchen müßte man, wenn sie etwas Sündhaftes befehlen würde, z. B. Glaubensabfall, Brechung des Beichtsiegels. Wenn Gott etwas befiehlt, und wenn ein Mensch das Gegenteil dazu befiehlt, so muß man Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apg. 5, 29). Der Obrigkeit gehorcht man, weil sie „an Gottes statt" ist. Wenn aber die Obrigkeit in einer Sache Gott widerspricht, dann ist sie für diesen Fall nicht „an Gottes statt", sondern gerade das Gegenteil.

Stein.

1. „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden," sagt die hl. Schrift (Luk. 20, 17 u. a.). Dieser Stein ist Jesus Christus selbst, die Bauleute aber sind die Schriftgelehrten und Pharisäer. Diese haben den Sohn Gottes nichts gelten lassen wollen, sie haben ihn verworfen; Jesus Christus aber ist trotzdem zu seiner vollen Geltung gekommen, ist der Eckstein geworden, d. h. der Hauptstein des himmlischen Gebäudes, nach dem sich die andern Bausteine richten müssen. Wer selig werden will, muß sich nach Jesus Christus richten.

„Jerusalem ist aus lebendigen Steinen gebaut," schreibt die hl. Hildegard, und in der Kirchweih-Vesper heißt es: „Edelsteine sind alle deine Mauern, Jerusalem!" Diese Steine sind

nämlich die Heiligen, die das geistige, himmlische Jerusalem (d. i. die Kirche) bilden. Die Heiligen sind natürlich keine wirklichen Steine, sondern sie werden nur mit Steinen verglichen, und zwar mit Edelsteinen wegen der Festigkeit und Herrlichkeit, die sie in Gott haben. Die Edelsteine sind sehr hart, sehr fest und glänzend, die Heiligen sind auch sehr fest im Guten und sehr herrlich im Glanze der heiligmachenden Gnade. Die hl. Brigitta sagt darum, wir sollen „dem Leben der Heiligen nachfolgen, die wie kostbare Steine sind“.

Steine überhaupt gibt es überall genug auf allen Straßen und in allen Bächen und in Feldern und Wäldern, aber Edelsteine sind selten; darum sind sie auch noch viel teurer als Gold und Silber. Kostbarere Dinge als Edelsteine gibt es nicht. Darum wird mit gutem Grund die christliche Seele mit einem Edelstein verglichen. Die hl. Hildegard schreibt: „Wenn der alte Drache einen schönen Edelstein erblickt, brüllt er alsbald und fragt: Was ist das?“ Das will sagen: wenn der Teufel eine edle christliche Seele erblickt, wird er recht zornig und will es fast nicht glauben, daß ein Mensch so unschuldig und tugendhaft sei. Darum brüllt

er und fragt: Was ist das? Die gleiche Heilige schreibt: „Wer den eigenen Willen ablegt, errichtet ein himmlisches, mit Perlen und kostbaren Steinen und schönstem Gold verziertes Gebäude." Dieses Gebäude ist die Seele selber, welche ein Tempel des hl. Geistes ist. „Wißt ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?" ruft der hl. Apostel Paulus aus. Ein besonders herrlicher Tempel ist derjenige, wo der Mensch seinen eigenen Willen abgelegt hat, wo er bloß thun will, was Gott will, namentlich wenn der Christ das Gelübde des „freiwilligen Gehorsams unter einem geistlichen Obern" schwört.

2. Auch die Worte der hl. Schrift findet man mit Steinen verglichen. Gott sprach nämlich einmal zur hl. Brigitta: „Höre du, die du dich über die Worte verwunderst, welche du in der Bibel geschrieben liesest! Sei auf das gewisseste überzeugt, daß jedes darin geschriebene Wort von mir ausgegangen ist und seine eigene Kraft und Wirksamkeit hat, wie du siehst, daß die Steine in der Welt ihre natürlichen Kräfte haben, wie z. B. der Magnet seine anziehende Kraft hat, mittelst welcher er das Eisen anzieht. Einige Steine malen die Körner und verwandeln

dieselben in Mehl; andere werden in Mörtel gewandelt und besitzen die Kraft, andere Steine zu verbinden; andere machen das Eisen scharf, wie der Schleifstein, und so hat eine jegliche Gattung von Steinen ihre Kraft. In der nämlichen Weise haben alle Worte, die von mir ausgegangen sind, ihre Kräfte, und alle stehen mit ewiger Schönheit im Himmel und leuchten vor meinem ganzen himmlischen Heere wie die köstlichsten Steine mit der lieblichsten Farbe im hellsten Golde. Und ein jeglicher, der im Himmel ist, kennt die vorzügliche Kraft eines jeden derselben."

Wenn einem etwas von der Offenbarung Gottes sonderbar vorkommt, so muß man wissen, daß es nicht beim hl. Geist fehlt, sondern beim eigenen Verstand. Der Christ darf überhaupt nicht so stolz sein und meinen, er müsse immer alles gleich begreifen, was im Worte Gottes enthalten ist. Es handelt sich beim Worte Gottes auch gar nicht darum, daß wir alles Mögliche wissen und begreifen, sondern darum, daß wir durch dasselbe heilig und selig werden.

Stern.

I.

Die Sterne am Himmel sind eine gar wundersame Sache. Ihnen hat sich die Aufmerksamkeit des Menschen von jeher zugewendet, ja oft in übertriebener Weise; denn das Geheimnisvolle der Sternenwelt hat manche zu krassem Aberglauben geführt, wie z. B. den Heerführer Wallenstein im dreißigjährigen Krieg, der aus den Sternen gelesen haben wollte, er werde König und weiß Gott was noch; er ist aber statt dessen unerwartet ermordet worden und ist mit seiner Sterndeuterei höchst wahrscheinlich in die Hölle gekommen. Er wollte sich nämlich gegen seinen Herrn, den Kaiser, treulos erheben. Bevor es aber zu einer Revolution kam, wurde er selbst von einem Kriegsoberst, der sich beim Kaiser ein-

schmeicheln wollte, meuchlings ermordet. Das hatte er aus den Sternen nicht gelesen. Das Schicksal des Menschen steht auch nicht in den Sternen. Dazu sind sie nicht da. Was Gott dem Menschen nicht offenbaren will, nach dem soll der Mensch auch nicht fragen. Was der Mensch zu wissen braucht, um Gott wohlgefällig zu leben und zu ihm in den Himmel zu kommen, das hat Gott deutlich geoffenbaret, das lehrt uns seine heilige katholische Kirche. „Außer der Kirche ist kein Heil," außer der Kirche darf man auch keine Aufschlüsse über geheimnisvolle Dinge suchen.

II.

In unsern Tagen hört man zwar wenig mehr von abergläubischer Sterndeuterei, obwohl der Aberglaube keineswegs ausgestorben ist; dafür herrscht um so weiter verbreitet ein anderer krasser Unverstand: der Unglaube, die Naturvergötterung. Viele meinen, weil man heute so gute Fernrohre habe und sogar die Größe der Sterne und ihren Lauf 2c. so gut ausrechnen könne, weil man überhaupt in der Naturwissenschaft so große Fortschritte gemacht habe, jetzt brauche man Gott im Himmel nicht mehr viel

nachzufragen, als ob die wunderbare Ordnung der Millionen und Milliarden Himmelskörper möglich wäre ohne einen Gott, als ob nicht die ganze Welt in der Hand Gottes wäre! Jeder Himmelskörper hat seine bestimmte Bahn, die Gott ihm zugewiesen hat. Am Firmamente Ordnung halten kann nur die göttliche Vorsehung (Weish. 7, 19 und Richt. 5, 20).

Man weiß, daß viele, viele Sterne am Himmel weit größer sind als unsere Erde, und daß sie sich nur wegen ihrer Entfernung so klein ausnehmen. Wenn es in der hl. Schrift vom Ende der Welt heißt: „Die Sterne werden vom Himmel fallen“ (Matth. 24, 29), so fallen sie natürlich nicht auf die Erde, da hätten sie nicht Platz: sie verschwinden einfach am Firmament.

Einfältige Leute haben schon gesagt: weil die Erde kleiner sei als Millionen anderer Himmelskörper, so könne sie doch nicht so viel Bedeutung haben, als das Christentum mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes lehre; was es dann mit andern Himmelskörpern sei und dergl. Darauf ist zu sagen: Auf die Größe kommt es gar nicht an. Der Riese Goliath war größer als David; deswegen ist doch David ein

bedeutenderer Mann. Der Riese Goliath ist bloß deswegen in die hl. Schrift hineingekommen, weil David ihm sein dummes Maul gestopft hat, sonst wüßten wir von diesem Lümmel gar nichts. Was es mit andern Himmelskörpern ist, das geht uns Menschen nichts an. Der unendliche Gott ist uns doch das nicht schuldig, daß er uns alle Wunder seiner Weisheit und Allmacht bloß offenbart, daß unsere Neugier befriedigt sei.

III.

Der Stern gilt als Sinnbild von Glück und Ruhm.

1. So hat die allerseligste Jungfrau zwölf Sterne um ihr Haupt (Offenb. 12, 1), nämlich zum Zeichen des höchsten Glückes und Ruhmes, die sie unter allen Geschöpfen erlangt hat (sieh Mond I). In der Lauretanischen Litanei betet man: „Du Morgenstern", weil nämlich mit Maria durch ihren göttlichen Sohn der Morgen der Gnade erschienen ist. Oft wird sie auch genannt „Stern auf dem Meere", weil nämlich unser Leben einer Fahrt über das Meer ähnlich ist, wo wir auf Maria blicken wie der Seefahrer auf sein Gestirn. (Heutzutag hat man allerdings den Kompaß; früher aber konnte man sich bloß nach

den Sternen richten, weil man ja auf dem Meere nichts sieht als Himmel und Wasser.)

2. Ein Stern wird in der hl. Schrift Jesus Christus selbst genannt. „Ein Stern geht auf aus Jakob, ein Scepter kommt auf in Israel (IV. Mos. 24, 17). „Ich Jesus .... bin die Wurzel und das Geschlecht Davids, der hell-leuchtende Morgenstern" (Offenb. 22, 16). Als der Sohn Gottes, der König der Herrlichkeit (Ps. 23, 8), zur Welt kam, erschien den hl. drei Königen im Morgenland ein wunderbarer Stern und führte sie nach Bethlehem (Matth. 2, 2).

Tanne.

I.

Der Tannenbaum ist ein Bild der Treue. Darum heißt es in einem weltbekannten Lied: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter, du grünst nicht nur zur Sommerszeit" 2c. Im Winter, wenn die ganze Natur erstorben scheint, da zeigt noch der Tannenbaum sein frisches, kräftiges Grün; kein noch so rauher Wind kann ihn beugen, weder Eis noch Schneemassen. Er bleibt aufrecht und hält seinen grünen Schmuck standhaft fest, wenn auch um ihn her alles Grün verblichen ist, alles Grün der unzähligen Millionen und Milliarden Pflanzen. In heißen Ländern, wie in Palästina, da können auch andere Bäume (Eichen und Palmen)

das ganze Jahr über grünes Laub zeigen, aber im rauhen Norden nicht, da hält bloß die Tanne mannhaft aus.

1. Wie der Tannenbaum, so der treue Christ. Sein Sinn bleibt wie der Gipfel der Tanne stets himmelwärts gerichtet in Freud und Leid, in Glück und Unglück und hält seinen Tugendschmuck standhaft fest, wenn auch um ihn her Sünden und Laster herrschen sollten wie einst zu Noes Zeit. Ein hervorragendes Beispiel von Treue gaben einst die Christen in Japan, welche viele furchtbaren, schrecklich grausamen Verfolgungen aushalten mußten, und wo es zuletzt durchaus nicht mehr möglich war, daß öffentlich ein Christentum fortbestand. Ganz ohne Priester und ohne Verbindung mit der übrigen katholischen Welt haben trotzdem im geheimen Hunderte und Tausende das Christentum bewahrt, bis endlich nach Jahrhunderten wieder Missionäre sich ins Land wagen konnten. Eine solche Ausdauer und Treue ist freilich nur möglich durch den hl. Geist, der weht, wo er will und wie er will.

2. Beim Tannenbaum treten folgende Eigenschaften hervor: er zeigt wie ein Pfeil himmel-

wärts (Pyramidalform desselben) und hält immer seinen grünen Schmuck fest. Er hat nichts Weichliches, nichts Süßliches an sich. In ernster Ruhe steht er da. Er ist anspruchslos, bescheiden, indem er keinen guten Boden verlangt, sondern auf dem dürftigsten Grund massenhaft seinen gewaltigen Stamm aufrichtet, wobei seine eigentliche Heimat das Gebirge ist.

Das vollkommenste Muster und Vorbild der Treue, wie aller Tugend überhaupt, ist der göttliche Heiland. Er hat sein himmlisches Reich auf Erden auch auf dürftigem Boden aufgerichtet. Statt in einem Kaisersaal wurde er geboren in einem Stalle wie die Tiere, und anstatt in ein kostbares Bett konnte er in eine Krippe gelegt werden, wo das Viehfutter hingehört und nicht das Brot des ewigen Lebens und die Speise der Engel. Ein dürftiger Boden war für ihn als Gottmensch und Sprosse des berühmtesten Erdenkönigs David das Leben als Zimmermann, als „armer Arbeiter", vor dem Antritt seines hl. Lehramtes. Ein dürftiger Boden war das Volk Israel, in welchem seine Lehre so wenig Wurzel fassen konnte. Ein dürftiger Boden war die Verbrecherstätte Golgatha, wo aber dann durch

das hl. Kreuz alle Fruchtbarkeit des ewigen Lebens zum Ausfluß kam.

Auf dürftigem Boden hat der Messias sein himmlisches Reich auf Erden aufgerichtet, aber er hat es nicht aufgerichtet in den Thälern und Niederungen des Heidentums und Pharisäertums (des falschen Israel), sondern auf dem Berge der gutgesinnten Menschheit („Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind"), welche Menschheit aber auch noch ein sehr dürftiger Boden war, bis ihn der Feuerregen des hl. Geistes am Pfingstfest fruchtbar machte.

Wie „die treuen Blätter" der Tanne schön, aber hart und rauh sind, so sind auch die Wahrheiten des Christentums dem Sünder zwar schön, aber doch hart und rauh. So kommt es, daß, wie schon zur Zeit Christi, so auch jetzt und zu allen Zeiten gar viele das Christentum zwar gern hören, aber ihm nicht folgen mögen. „Niemals hat ein Mensch so geredet," sagten die Juden (Joh. 7, 46); er aber mußte ihnen vorwerfen: „Warum sprechet ihr zu mir: Herr, Herr, und thut nicht, was ich sage?" (Luk. 6, 46.) Sogar der erhabene Evangelist Johannes fand das Evangelium bitter; er erzählt nämlich ein Gesicht,

(Offenb. 10, 10), wo er ein Buch (nämlich die Lehre Jesu) verschluckt, das den Lippen honigsüß ist, dem Bauche aber Beschwerden macht. Darum wollen Leute, deren Gott der Bauch ist (Philipp. 3, 19), von den schönen, aber rauhen Blättern des Evangeliums nichts wissen.

Der göttliche Heiland hatte nichts Süßliches, nichts Weichliches an sich. Er war die Lieblichkeit und Menschenfreundlichkeit selber (Tit. 3, 4), aber nicht zimpferlich. Er verkehrte mit allen, redete aber überall nur nach der strengen Wahrheit und Gerechtigkeit und zeigte überall, der Tanne gleich, ernste Ruhe. Er bewahrte das Grün aller Tugenden im Glück und Unglück, in Ehre und Schmach. Weder die Ehrenbezeigungen des Volkes noch alle Drohungen und Gefahren und Martern von Juden und Heiden konnten seine Treue gegen den himmlischen Vater und gegen seine Sendung irgendwie beeinträchtigen. Unablenkbar himmelwärts gerichtet blieb der Gipfel seiner Seele, denn seine ganze Richtung war nichts anderes als „der Wille des himmlischen Vaters" (Joh. 5, 30). Am Ölberg kam ein schrecklicher Seelensturm, eine gewaltige Unruhe über sein Herz, aber der Wipfel seines

Geistes wankte nicht. Er sprach (Luk. 22, 42): „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" „Sursum corda" predigt uns das ganze Leben Jesu, „sursum corda" predigt uns auch die Gestalt (Pyramidalform) des Tannenbaumes.

3. Dem Tannenbaum gleicht auch die hl. katholische Kirche. Sie bleibt immer himmelwärts gerichtet in der unverfälschten Lehre Christi und hält den Schmuck der Heiligkeit fest gegenüber den Stürmen der Mächtigen und Irrlehrer. Auch der strengste Winter schlechter Zeiten vermochte ihren Stamm nie zu beugen, wenn auch einzelne morsche Äste gebogen und gebrochen wurden. Auch in den schlimmsten Zeiten hatte die Kirche herrliche Heilige aufzuweisen als würzigen Schmuck allen Wintern zum Trotz. Die Kirche ist bei aller Lieblichkeit nicht weichlich, nicht süßlich, weil ihrer Lieblichkeit und Milde der strengste Ernst zu Grunde liegt. Auch macht die Kirche, ähnlich der Tanne, bei ernster Ruhe einen immer frischen, würzigen Eindruck, sie wird nie matt und welk, sondern übt auf Geist und Herz stets eine wunderbare, unerklärliche Anziehung aus. (Ein wilder Afrikanerhäuptling nannte es Behexung, ein moderner Gelehrter

Suggestion.) Die Kirche hat das Merkmal der Bescheidenheit. Sie sucht ihre Anhänger nicht vorzugsweise bloß bei den Reichen und Mächtigen, sondern im Gegenteil „Armen wird das Evangelium gepredigt“ (Matth. 11, 5); auf dem magern Boden der Entbehrung und Unscheinbarkeit gedeiht sie auch leichter als auf dem fetten Boden irdischer Herrlichkeit. Sogar ein weiser Mann des heidnischen Altertums hat gesagt: „Reichtum und Ruhe sind eine Pest für die Tugend.“ Daran ist viel Wahres.

4. Der Christbaum versinnbildet ein christliches Herz, das nach Vollkommenheit strebt. Schnurgerade dem Himmel zu trachtet eine solche Seele wie der Stamm des Tannenbaumes, und eine solche ist voll Erleuchtung und Süßigkeit Gottes, wie wir am Leben großer Heiligen sehen. Ein Baum bringt keine Lichter hervor und keine Lebkuchen. Diese kommen erst von außen hinzu. So bringt auch die bloße menschliche Natur keine übernatürliche Erleuchtung und Begeisterung hervor, kein Gnadenleben. Das kommt eigens von außen hinzu, nämlich von Gott, „dem Vater der Lichter,“ der „alle Süßigkeit in sich begreift“. Ohne den hl. Geist gibt

es keine wahre religiöse Erkenntnis und kein wahres Glück.

II.

Nach der hl. Schrift ist die Tanne das Sinnbild eines kraftvollen Wachstums und eines hohen Aufstrebens (z. B. nach Is. 55, 13 und Ezech. 11, 8).

1. Ein solches Wachstum und Aufstreben, das alles menschliche Maß übersteigt, ein übernatürliches, grenzenloses Wachstum und Aufstreben zeigt sich im Christentum. Darum hat schon der göttliche Heiland selbst die Kirche mit einem kleinen Samenkorn (Senfkörnlein) verglichen, das ein Baum wird, auf dem die Vögel des Himmels ausruhen.

Wie die Kirche unermeßlich wächst, so kann auch jeder einzelne Christ für sich unermeßlich wachsen an Verdiensten. „Ich will ihn ziehen wie eine grünende Tanne," spricht Gott beim Propheten Osee 14, 9. Wie ungemein erstarken kann mit Gottes Gnade der Schwache, wie hoch sich aufrichten der Gebeugte! Wie viel hunderttausend gute Gedanken kann ein frommer Christ mit Gottes Gnade in seinem Leben machen, die ihm nicht verloren gehen, sondern im

Buche des Lebens einzeln aufgeschrieben werden und für alle Ewigkeit als reicher Schatz ihm bleiben!

Um dieses Wachstum in Christus zu versinnbilden hat man in der hl. Messe hie und da ein grünes Meßgewand. Unter den Farben bedeutet nämlich die grüne das Wachstum. So ist auch einmal der göttliche Heiland der hl. Klosterfrau Mechtild in einem Kleid von weißer und grüner Farbe erschienen und hat erklärt: „Durch die weiße Farbe wird bezeichnet die jungfräuliche Reinigkeit meines heiligsten Lebens, durch die grüne mein ewiges Blühen.“ Einmal belehrte sie Christus durch folgendes Bild und Gleichnis. Sie sah die Tugend der Liebe in Gestalt einer grün gekleideten Jungfrau. Voll Verwunderung fragte sie den Herrn, warum die Liebe in Grün erschiene (statt in Rot). Da empfing sie die Antwort: „Weil die Liebe viel Dürres, d. i. die Sünde, durch ihre Kraft grünen und blühen macht zu Früchten guter Werke, darum wird sie mit Recht in Grün gezeigt.“ In einem alten Muttergotteslied wird Maria genannt „der wâren minne ein grüener klê“. Der hl. Papst Gregor sagt (27. Homilie): „Wie die vielen Zweige eines Baumes aus einer

Wurzel hervorgehen, so werden die vielen Tugenden aus der einen Wurzel der Liebe erzeugt, und es hat ein Zweig nichts von der Grünheit eines guten Werkes, wenn er nicht in der Wurzel der Liebe bleibt.

2. Das kraftvolle Wachstum und hohe Aufstreben des übernatürlichen Lebens im Christentum prophezeite schon im alten Testament Isaias. „Ich will Tannen pflanzen in die Wüste" (Is. 41, 19). Gott nämlich thut das. Die Wüste bedeutet die noch unerlöste Menschheit, die sich unter dem Fluch der Sünde unfruchtbar zeigte. Bei Isaias 55, 13 heißt es, daß statt des Dornenstrauches Tannen aufwachsen werden.

Wo kein Christentum ist, da kann der menschliche Geist sich nicht aufrichten zu wahrer Erkenntnis und Tugendhaftigkeit, einer Tanne gleich, sondern er ist dann wie ein Dornstrauch mit seinem niedern Wuchs.

Einem Dornstrauch ähnlich ist die gottlose, christusfeindliche Wissenschaft, weil sie bloß Laster (sogen. gesunde Sinnlichkeit) und Schmerz (sog. Weltschmerz) zeitigt (sieh D o r n s t r a u ch) und bei allem Wachstum, bei allem Wuchern nicht aufwärts kommt, nicht zur Wahrheit und Glück-

seligkeit führt, während die solide, der Wahrheit entsprechende Wissenschaft im Dienste Gottes, einer Tanne gleich, langsam, aber sicher immer höher und höher himmelwärts aufsteigt und in ernster Ruhe gar herrlich und unbeugsam dasteht wie die Tanne, wo kein Zweig den andern hindert, im Gegensatz zur Planlosigkeit und Verworrenheit des Dornstrauches.

Taube.

1. Die Taube ist ein Sinnbild des hl. Geistes. Der hl. Geist selbst hat sie zu seinem eigenen Sinnbild erwählt, nämlich bei der Taufe Jesu am Jordan, wie dies von allen vier Evangelisten bezeugt wird (Matth. 3, 16; Mark. 1, 10; Luk. 3, 22; Joh. 1, 32). Die Taube ist hierin vor allen anderen Tieren bevorzugt; sie ist noch bevorzugter als das Lamm, indem das Lamm zwar den Sohn Gottes bedeutet, aber mehr nur seinen Opfer-Leib, mehr nur seine hl. Menschheit, während die Taube den Geist Gottes selbst versinnbildet.

Der hl. Geist wird fast immer nur als Taube abgebildet, so bei der hl. Dreifaltigkeit, so bei Mariä Verkündigung, so bei gotterleuchteten Männern (Gregorius, Alphons von Liguori,

Thomas von Aquin) an deren Ohr zum Zeichen der Eingebung des hl. Geistes, so namentlich an den Kanzeln. In alter Zeit war es Brauch, daß das Ciborium (der Speisekelch) die Form einer Taube hatte, und die Kirche selbst nannte man einstens „das Haus der Taube“.

2. Die Taube ist ein Sinnbild der christlichen Seele, ein Sinnbild der Reinheit der Seele (Luk. 2, 24) und Einfalt des Herzens (Matth. 10, 16). Darum heißt es von der ausgezeichnetsten christlichen Seele, nämlich von der allerseligsten Jungfrau im hohen Lied: „Meine Freundin, meine Taube!“ (2, 10 und 5, 2.) „So ist Eine meine Taube, meine Vollkommene“ (6, 8). Die hl. Mutter Gottes wird übrigens wohl nie mit der Taube allein als einem ihr eigenen Sinnbild abgebildet, weil sie nämlich schon andere, großartigere Kennzeichen und Sinnbilder hat: das Jesuskind, Scepter und Krone, zwölf Sterne um ihr Haupt, Mond und Schlange unter den Füßen und dergleichen. Dagegen wird eine andere Heilige immer nur mit einer Taube dargestellt: die hl. Scholastika, die Schwester des berühmten hl. Benediktus. Bei ihr bedeutet die Taube nicht den hl. Geist, sondern ihre eigene Seele. Als nämlich Scholastika

starb, sah Benediktus ihre Seele in Gestalt einer Taube zum Himmel auffliegen. Darum lautet die Oration ihrer Messe: „O Gott, der du die Seele deiner hl. Jungfrau Scholastika zum Beweise ihrer Unschuld in Gestalt einer Taube zum Himmel fahren ließest, verleihe uns durch ihre Verdienste und Fürbitte, daß wir so unschuldig leben, daß wir zu den ewigen Freuden gelangen mögen. Amen."

Wenn auf religiösen Bildern mehrere Tauben sind, z. B. um ein Kreuz herum, so sieht man gleich: das kann nicht den hl. Geist bedeuten, sondern christliche Seelen. (Sieh auch Ölbaum 2.)

Tollkirsche.

Die Tollkirsche ist eine tolle Kirsche, sie hat schon viele um Gesundheit und Leben gebracht. Vor ihr wird in jeder Schule gewarnt. Sie sieht nämlich nicht so verderblich aus, als sie ist. Sie sieht verlockend her wie eine vollreife Kirsche, schön schwarz glänzend, ist aber Gift. Gerade so ist es mit falschen Glaubenslehren und falscher, gottloser Wissenschaft. Eine solche unwahre und seelenvergiftende Wissenschaft, die den Menschen in die Hölle bringen kann, ist oft auch außen glänzend, sieht wichtig aus und ernst wie die schwarze Beere und zieht unzählige an, welche die Staude nicht kennen. „Es ist nicht alles Gold, was glänzt," und es ist nicht alles Wahrheit, was wissenschaftlich klingt. Wer sich an den Baum der Kirche hält, den der himmlische Vater

gepflanzt hat, und an sein Laub, d. i. an seine Lehre, der geht niemals irre.

Die Tollkirsche heißt auch Teufelskirsche, eben weil sie eine trügerische, verderbliche Kirsche ist. Die trügerischen, verderblichen Lehren haben den Teufel zum Urheber, wie umgekehrt alle guten Lehren von Gott stammen.

Die Tollkirsche hat auch den Namen Belladonna, das heißt auf deutsch: schöne Frau. Dieser schönen Frau, die uns an die trügerische Wissenschaft des Satans erinnert, darf man nicht trauen; sie könnte einen das Leben kosten. Da ginge es einem schlechter als dem Samson, der auch einer schönen Frau getraut hat, von der er dann verraten wurde, so daß die Feinde ihm die Augen ausstachen und ihn einkerkerten. Die Tollkirsche bringt einem leicht den Tod; falsche Lehre aber bringt manche um das Augenlicht der rechten Einsicht und um die wahre, um die christliche Freiheit und zuletzt um das ewige Leben.

Veilchen.

Dieses bescheidene Blümlein ist allbekannt und allbeliebt. Es war die Lieblingsblume der Franzosenkaiser Napoleon I. und Napoleon III., sowie des Deutschen Kaisers Friedrich. Das Veilchen gilt als Sinnbild der Demut. Seine Farbe ist blau. Blau ist eine ruhige, milde Farbe, wie sie zur Demut paßt. Darum hat man in der Kirche veilchenblaue Meßgewänder in jenen Messen, die auf Demütigung, auf Buße hindeuten, so namentlich in der Advent- und Fastenzeit. Ebenso hat man zum Beichtsitzen immer die blaue Stola, weil der Buße die Demut zu Grunde liegt. Ohne Demut, ohne Buße .gibt es kein Heil für den sündigen Menschen, und der göttliche Heiland selbst, der doch die Sonne der Gerechtigkeit ist (Mal. 4, 2) und

gleich allmächtig wie sein himmlischer Vater (Joh. 5, 21), hat sich (für uns) gedemütigt; „die Liebe schuf den Menschen, die Demut erlöste ihn," schreibt die hl. Hildegard, und Jesus Christus sagt von sich selbst: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen." (Matth. 11, 29.)

Wasser.

1. Wie das Feuer das Göttliche versinnbildet, so versinnbildet das Wasser die Welt, die Menschenwelt. Deshalb ist in der geheimen Offenbarung 17, 1 die Rede von der babylonischen Hure, „die auf vielen Wassern sitzt," und heißt es dort (17, 15): „Die Wasser, die du gesehen hast, wo die Hure sitzt, sind Völker und Nationen und Sprachen." Ähnlich werden bei Isaias 8, 6 und 7 Völker Gewässer genannt, ebenso in den Schriftstellen Jerem. 47, 2, Ezech. 26, 19, Ps. 143, 7. Wie ferner die Arche Noes ein bekanntes Sinnbild der katholischen Kirche ist, so erscheint das Wasser der Sündflut als Sinnbild des Verderbens der Welt, welchem Verderben man nur in der Kirche Christi entrinnt. Acht Personen wurden in der Arche

vom leiblichen Untergang gerettet, worin wohl eine Andeutung der acht Seligkeiten liegt; unzählige (Offenb. 7, 9) werden durch die Kirche vom ewigen Verderben errettet.

Eine Andeutung, daß das Wasser die Welt versinnbildet, liegt, wie es scheint, auch darin, daß Jesus Christus einmal frei auf dem Meere wandelte (Matth. 14, 25), wodurch seine Erhabenheit und Herrschaft über die Welt angedeutet wurde, sowie darin, daß er gerade den Petrus, den ersten Papst, wunderbar über Wasser hielt (Matth. 14, 29), wodurch angedeutet scheint, daß das Papsttum nie wird von den Wellen der Welt verschlungen werden, sondern allen gottlosen Völkern zum Trotz bestehen, bis Christus wieder kommt. Sehr bedeutsam ist auch, daß als das erste Wunder Jesu die Verwandlung von Wasser in Wein erscheint. Dieses in Wein verwandelte Wasser versinnbildet uns die durch die übernatürliche Gnade verwandelte, wiedergeborene, geheiligte Menschheit: die hl. Kirche Christi. (Der Wein ist ein Sinnbild des Göttlichen, des Übernatürlichen.) Der Sohn Gottes ist eben deswegen in die Welt gekommen, um uns die göttliche Gnade, die heiligmachende Gnade wieder zu erwerben. In der hl. Messe

wird bei der Opferung ein wenig Wasser an den Wein geschüttet. Das soll sagen: Wie hier Wasser mit Wein auf das innigste vereinigt wird, so wird auch der Christ durch die heiligmachende Gnade und namentlich durch das allerheiligste Sakrament innig mit Gott übernatürlich vereinigt. Sieh auch Salz 3 (die Wasserweihe).

2. Das Wasser ist ein Sinnbild der Belebung. In diesem Sinne kommt es sehr oft in der hl. Schrift vor.

Das wahre Leben des Geistes nun hängt auf das engste zusammen mit dem Besitz der Wahrheit. Darum sagt der göttliche Lehrer: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6), und darum bedeutet Wasser in der hl. Schrift hie und da soviel als göttliche Lehre, soviel als Wahrheit und Gnade. So nennt Jesus Christus selbst der Samariterin am Jakobsbrunnen gegenüber seine Lehre und Gnade „lebendiges Wasser" und sagt, wer von seinem Wasser trinkt, den werde es in Ewigkeit nicht mehr dürsten, d. h. seine Lehre und Gnade bringt vollkommene Befriedigung der Seele, bringt das ewige Leben (Joh. 4, 10 ꝛc.) Und dieses

Wasser des Lebens ist uns allen umsonst geboten (Offenb. 22, 17); wir dürfen die Wahrheit und Seligkeit nur ernstlich suchen, dann werden wir sie erlangen. Wer aber nicht das lebendige Wasser Gottes sucht, sondern wer bei sich selbst und bei der Welt Wahrheit und Trost finden will (Jerem. 2, 13), der bleibt ohne die Wahrheit und Seligkeit. „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem hl. Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen,“ sagt Jesus Christus selbst (Joh. 3, 5).* Auch hier bei der Taufe, wo der Mensch das übernatürliche Leben der Seele bekommt, deutet das Wasser auf die übernatürliche Belebung durch dieses Sakrament (vergl. Zach. 14, 8).

Ein Vorbild der kirchlichen Lehre und Gnade des neuen Testamentes war schon jenes Wasser, das in der Wüste aus dem Felsen hervorbrach, als Moses mit dem Stabe an den Felsen schlug. In Rom ist ein Bild aus den ersten christlichen Zeiten; das stellt den Moses dar, wie er an

---

* Hiezu sieh auch mein Schriftchen „Harte Nüsse“ (Kranzfelder, Augsburg).

die Felsen schlägt; darunter steht aber anstatt Moses — Petrus. Es ist also der Papst mit Moses verglichen, weil im neuen Testament der Papst der Führer des Volkes Gottes ist und oberster Lehrer und Ausspender der göttlichen Geheimnisse.

Weinstock.

I.

Wein und Weizen sind die vorzüglichsten Produkte des Pflanzenreiches. Darum hat Jesus Christus gerade sie, nämlich Brot und Wein, für das allerheiligste Altarssakrament auserwählt. Man sieht oft zur Zierde Weizenähren und Weinlaub an Altären abgebildet oder an Meßgewändern und auch auf vielen großen und kleinen Bildern. Das geht immer auf das allerheiligste Sakrament des Altars. — Die Hostien müssen aus Weizenmehl gebacken sein, und der Wein muß echter Wein sein, d. h. Wein vom Weinstock, kein Kunstwein, kein gefälschter. Ob der Meßwein ein roter Wein ist oder ein weißer (ein gelber), darauf kommt es gar nicht an. Man hat meistens einen weißen, weil der weiße

Wein sicherer rein ist, und weil der rote in die Kirchenwäsche Flecken macht, die man schwer herauswaschen kann. — Zugedeckt wird der Kelch bei der hl. Messe bloß, damit nichts hineinfalle, keine Fliege oder dergl.; eine weitere Bedeutung hat das nicht. — Unter der Gestalt des Weines kommuniciert auch der Priester nur bei seiner hl. Messe; wenn ein Priester sonst, z. B. auf dem Krankenlager, die hl. Kommunion empfängt, so erhält auch er nur die hl. Hostie wie das Volk, wie die Laien.

II.

Der Weinstock ist ein Bild des Wohlstandes, des Glückes.

1. Im V. Buch Moses 32, 13 ꝛc. steht: „Gott setzte Israel auf ein hohes Land, daß es esse die Früchte des Feldes . . . . . samt dem Marke des Weizens, daß es trinke das Blut der Trauben, das lauterste.“ Vergl. III. Kön. 4, 25. Der Wein ist das edelste Getränk; aber freilich ist das Weintrinken nicht notwendig zum Gesundsein und Glücklichsein, so wenig wie das Biertrinken. Am besten wäre, bloß Wasser zu trinken, aber leider sind geistige Getränke allgemein im Brauch. Diese kosten viel Geld und schaden

vielen Tausenden an der Gesundheit. Gut ist es, sich gleich von Jugend auf zurückhalten und immer lieber weniger als mehr trinken, auch wenn man dazu aufgefordert wird, auch wenn es nichts kostet. Ein Sprüchlein heißt: „Wenn du willst bleiben wohl und gesund, iß mit der Katz' und trink mit dem Hund," d. h. mäßig.

2. Bekannt ist, wie die Kundschafter, die Moses nach Chanaan schickte (IV. Mos. 13, 24), so herrliche Trauben mitbrachten, daß zwei Mann eine Rebe an einer Stange trugen. An einer Stange hat man jene Traube getragen, nicht als ob sie gar so schwer gewesen wäre, sondern damit sie schön beisammen blieb, daß nichts zerdrückt, nichts losgerissen werden sollte. In jenen Gegenden gibt es heute noch Weintrauben von zehn bis zwölf Pfund, also für unsere Länder unglaublich groß. Die Gaben der Natur sind eben in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Die eine Gegend hat ausgezeichnetes Getreide, die andere statt dessen ausgezeichnete Viehzucht und Holz, die dritte Obst und Gemüse, die vierte Bergwerke mit Gold und Silber u. s. w. Gott teilt seine Gaben verschieden aus; er verleiht frei, wie e r will, die natürlichen wie übernatürlichen Gaben, und niemand kann sagen: Warum,

o Gott, so und nicht anders? Der Mensch muß immer dankbar sein für das, was ihm die Güte Gottes schenkt, und muß trachten, alles, was er von Gott hat, zu Gottes Ehr und zum Nutzen seiner unsterblichen Seele anzuwenden.

3. Im I. Buch Moses 49, 10 steht die bekannte Weissagung: „Es wird das Scepter nicht von Juda weichen, der Heerfürst nicht von seinen Landen, bis der kömmt, so gesandt soll werden, auf den die Völker harren.“ Dann geht es weiter: „O mein Sohn, er bindet an den Weingarten sein Füllen, an die Rebe seine Eselin! Sein Kleid wäscht er im Weine, im Blut der Trauben seinen Mantel.“ Diese Worte bedeuten nach der Auslegung der Väter den Einzug des Messias in Jerusalem auf dem Füllen einer Eselin und sein hl. Leiden. Jesus Christus wurde rot gefärbt in seinem eigenen Blut. Das Blut der Trauben bedeutet also sein eigenes hl. Blut, wie auch bei der hl. Messe Traubenblut, d. i. Wein vom Weinstock, in das hl. Blut Jesu Christi verwandelt wird. Das Waschen im Wein, im Blute der Trauben, bedeutet also das Blutvergießen des Erlösers. Der edelste Saft des Pflanzenreiches ist der Saft der Weinrebe, das Blut der Trauben; der edelste Saft

aber überhaupt, das edelste Blut, ist das Blut des Gottmenschen. Mit diesem Lebenssafte, mit seinem eigenen so kostbaren Blute hat er abgewaschen die Erbsünde und überhaupt alle Sünden an seinem Kleid, d. h. an seiner Kirche, d. h. an allen Menschen, die zum ungeteilten Rock Christi gehören, die bei seiner Kirche ihr Heil suchen. Die Kirche Christi ist hier verglichen mit einem Kleide des Sohnes Gottes.

Die Worte: „O mein Sohn 2c." bedeuten auch den unendlichen Reichtum, das unendliche Glück des Christentums. Der Messias „bindet an den Weingarten sein Füllen, an die Rebe seine Eselin" bedeutet: wo Christus hinkommt und Halt macht, da herrscht überall Glück und Segen; da ist alles wie ein Weinberg, da gedeiht allerorten die edelste Frucht, die es gibt. „Meine Frucht ist besser als Gold und Edelgestein," heißt es in den Sprüchen 8, 19. Die Früchte des Christentums, die Verdienste im Stande der heiligmachenden Gnade sind unvergängliche Früchte, die uns ewig bleiben, falls wir in dieser Gnade sterben. „Sein Kleid wäscht er im Weine, im Blute der Traube seinen Mantel" bedeutet: sein Kleid, nämlich die Kirche, ist so edel und dem

Messias so lieb und teuer, daß er nichts an ihr spart, daß ihm kein Opfer zu viel ist. Es hätte von ihm ein Tropfen Blut genügt zur Erlösung; er aber hat, um Sünden und Sündenstrafen abzuwaschen, sein hl. Blut so wenig gespart, als man das Wasser zum Waschen zu sparen pflegt. So groß ist der Reichtum der Liebe Gottes.

An das kostbare Blut Jesu Christi und seiner hl. Blutzeugen erinnert die Farbe des roten Meßgewandes. Dieses Meßgewand wird genommen in den Messen zu Ehren des Leidens Christi oder zu Ehren hl. Martyrer, ferner auch noch in den Messen zu Ehren des hl. Geistes, z. B. am Pfingstfest. (Rot bedeutet Blut oder Feuer.) Bei Muttergottesfesten nimmt man nie die rote Farbe, weil Maria wohl „die Königin der Martyrer" ist aber ohne leibliche Marter, ohne Blutvergießen. (Sieh auch Ölbaum 4.)

III.

Der Weinstock ist ein Bild des übernatürlichen Lebens, des Gnadenlebens.

1. „Ein laubreicher Weinstock ist Israel," heißt es beim Propheten Osee 10, 1. Was im

alten Testament das Judenvolk war, das ist jetzt die katholische Kirche. Der Gottesstaat Israel war ein Vorbild der Kirche Christi. Wenn man jetzt in der christlichen Kirche „Israel“ verherrlicht, so meint man dabei immer die Kirche und nicht das Judentum. In den Psalmen, die man in der Kirche betet oder singt, z. B. in der Vesper, da steht oft das Wort Israel; da denkt man nicht an die Juden, nicht an das alte, irdische Israel, oder doch bloß nebenbei, sondern man denkt an das Israel des neuen Bundes, d. i. die Kirche. Im alten Testament waren die Israeliten das Volk Gottes, im neuen sind es die Christen. „Ein laubreicher Weinstock ist Israel“ (vergl. Is. 5, 1; Jerem. 2, 21; Ps. 79, 9), das trifft bei der katholischen Kirche zu. Die Kirche bringt die edelste Frucht auf Erden hervor, nämlich übernatürliche Frucht des hl. Geistes, gute Werke; die Kirche bringt zahllose Heilige hervor. Zu allen Zeiten wirkt der hl. Geist in ihr. Die Kirche ist nie unfruchtbar, weder in guten Zeiten noch in schlimmen.

Im Buche Sirach 24, 23 heißt es: „Wie ein Weinstock trug ich wohlriechende, liebliche Früchte.“ Der Weinstock hat einen besonders lieblichen Duft, der Wohlgeruch aber ist

das Sinnbild der Tugendhaftigkeit. Gott hat auch schon sehr oft den Leib der Heiligen eben dadurch wunderbar geehrt, daß bei ihrem Tode und lange darnach ein unbeschreiblicher Wohlgeruch sich verbreitete, z. B. bei Crescentia von Kaufbeuren.

2. Bei Johannes 15, 1 ꝛc. vergleicht sich der göttliche Lehrmeister selber mit einem Weinstock. „Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater ist der Weingärtner. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, nimmt er weg, und jede, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie mehr Frucht bringe.“ Nicht das alte Judentum ist der wahre Weinstock, wollte Jesus Christus sagen, sondern er selbst. Nicht durch das Judentum sollten die Menschen ins Himmelreich eingehen, sondern durch das Christentum, durch den göttlichen Erlöser (Joh. 10, 9) und durch die Verbindung mit ihm. Wer Christus nicht anhängt wie die Rebe dem Weinstock, der kann nicht selig werden. Aber nicht nur ein Anhänger von ihm muß man sein, sondern auch Frucht bringen. Ein dürrer Zweig, eine dürre Rebe, hilft nichts. Darum heißt es: „Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, nimmt er weg, und jede,“ geht es weiter, „die Frucht bringt, reinigt er,“ d. h.

Gott lenkt unsere Schicksale zum Nutzen unseres Seelenheils. Gott läßt es uns oft schlecht gehen, daß wir mehr an ihn denken sollen, frömmer, eifriger, fruchtbarer werden sollen. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen," sagt der hl. Apostel Paulus (Röm. 8, 28).

Wie eine fruchtbringende Rebe mit dem Weinstock, so hängen wir mit Christus zusammen, wenn wir im Stande der heiligmachenden Gnade sind, sonst nicht. Nur dann bringen wir übernatürliche Frucht, nur dann können wir Verdienste für den Himmel erwerben. Daher sagt der göttliche Heiland weiter (Joh. 15, 4 2c.): „Gleichwie die Rebe von sich selbst nicht Frucht bringen kann, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibet. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Wenn jemand nicht in mir bleibt, der wird wie eine Rebe hinausgeworfen und verdorrt; man sammelt sie ein, wirft sie ins Feuer und sie brennt." (Vergleiche Ezechiel 15, 2.) Diese letzten Worte bedeuten die Hölle.

Ein Weinstock ist gewesen das Volk Israel, der aber wenig Frucht brachte und ausgerottet wurde (Is. 5, 1; Jerem. 2, 21; Ezech. 15, 4); ein Weinstock, und zwar der wahre Weinstock, ist Jesus Christus, der das ewige Leben in sich selbst hat (Joh. 5, 26) und nicht ausgerottet werden kann, jener Weinstock, durch welchen auch seine hl. katholische Kirche unendlich fruchtbar und unausrottbar ist.

Wind.

1. Der Wind ist das Sinnbild der Nichtigkeit, der Eitelkeit. Deshalb bestand früher die Redensart: „Das ist ein Wind", anstatt wie man gegenwärtig sagt: „Das ist ein Schwindel." Man sagt aber immer noch: „Das ist ein Windbeutel, das ist ein windischer Mensch." So heißt man nämlich Leute, hinter denen nichts steckt als ein weit über ihren Stand hinausgehendes Nobelthun und überspannte, wichtig scheinende, aber wertlose Sprechereien. Solche Menschen sind in unsern Tagen leider nicht selten, im Gegenteil gibt es solche Gecken zu Tausenden, besonders in größeren Städten. Aber auch unzählige andere Leute, die gerade nicht geckenhaft sind, haben heutzutage keinen Lebensernst und keine sittliche Festigkeit mehr und schämen sich nicht, von jedem Zeitungswind

(Ephes. 4, 14) sich treiben zu lassen wie ein Schilfrohr, das vom Winde hin- und hergetrieben wird (Matth. 11, 7). Was in ihrer Zeitung steht, gilt ihnen oft mehr, als was Gott geoffenbart hat, mehr als die hl. Schrift und als alle Worte des Priesters, mehr als die Würde der hl. katholischen Kirche und das Leben aller Heiligen. Die Zeitungleser meinen meistens, sie seien selbst so gescheid und so charakterfest, daß ihnen schlechte Zeitungen nicht schaden könnten. Ein Sprüchwort aber sagt: „Es bleibt immer etwas hängen.“ Wenn man wüßte, wieviele Menschen durch schlechte Bücher und Zeitungen schon in die Hölle gekommen sind! Schlechte Bücher und Zeitungen sind namentlich für den Unstudierten gefährlich. Die hl. Hildegard schreibt: „Die Pfeile, die im Unglauben und in der Schmach boshafter Worte kommen, sind einem gefährlichen Wind ähnlich, der jäh in des Menschen Herz einbricht.“ Ungläubige und unsittliche Worte sind also wie Pfeile, die in das Herz des Gläubigen dringen und stecken bleiben und da wie ein Sturmwind alles zum Wanken bringen können. Der Christ darf sich nie zuviel Glaubensfestigkeit zutrauen, das wäre auch schon gegen die christliche Demut; denn der übernatürliche Glaube ist

eine Gabe Gottes (Ephes. 2, 8) und nicht unser eignes Werk. Auch soll sich der Christgläubige überhaupt nicht um jeden Wind kümmern (Sir. 5, 11), der die Kinder dieser Welt beschäftigt. „Wind und eitel Ding sind ihre Bilder" (Ideale), sagt die hl. Schrift (Is. 41, 29) von den Götzen, also von dem, was die Heiden am höchsten schätzen. Höher als Gott selbst und seine hl. Kirche darf der Christ nie etwas schätzen, das wäre sonst auch eine Art Götzendienst.

2. Der allervollkommenste Geist, der allwissende und allmächtige Gott, kümmert sich nicht etwa bloß um das Gute und Bedeutende, er hat auch alles Nichtige und Eitle in seiner Richterhand. „Er sieht alles, was unter dem Himmel ist, der den Winden Gewicht gab und das Wasser abwog" (Job 28, 24), er, dem auch die Winde und das Meer gehorchen (Luk. 8, 25). Er ist der Herr der Lebendigen und Toten, er ist der Herr der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, der Natur und Geisterwelt.

Wolf.

I.

Der Wolf ist gierig und gefräßig. Er ist das gierigste Raubtier, alle seine Sinne sind auf den Fraß gerichtet. Er ist ungemein blutdürstig. Mit einem Sprunge wirft er sich an die Kehle des weidenden Pferdes und reißt es zu Boden. Im Angesichte des Schäfers reißt er mitten aus der Herde ein Schaf. Offenen Kampf meidet er. So lange er nicht Hunger fühlt, ist er feig und furchtsam; vom Hunger gestachelt wird er mutig, tollkühn und trotzt dann jedem Schreckmittel.

1. Gierig sein soll der Mensch in keiner irdischen Sache, sondern er soll sich in allem mäßigen. Auch in erlaubten Dingen muß man Maß halten. So ist Essen und Trinken nicht

bloß erlaubt, sondern notwendig; aber Essen und Trinken darf man nicht für die Hauptsache ansehen (I. Kor. 6, 13). Schon die alten Heiden haben gesagt: „Wir leben nicht, um zu essen, sondern wir essen, um leben zu können.“ Der hl. Apostel Paulus sagt (Röm. 14, 17): „Das Reich Gottes ist nicht Speise und Trank;“ es besteht nicht im Essen und Trinken. Neugier und Gierigkeit sind auch Schuld gewesen am Sündenfall unserer Stammeltern. Die Schlange sagte zu Eva, sie solle getrost vom verbotenen Baum essen. „Und das Weib sah,“ heißt es im I. Buch Moses 3, 6, „daß der Baum gut zu essen und schön für die Augen und daß es eine Lust sei, ihn anzuschauen, und nahm von seiner Frucht und aß und gab ihrem Manne, der auch aß.“ Wie vom Menschen unzählige Tiere durch ihre Freßbegier gefangen werden, so werden vom Satan unzählige Menschen durch ihre Begierlichkeit gefangen, durch Begierlichkeit verschiedener Art.

2. „Der alte Nimmersatt,“ wie der Wolf in einer bekannten Fabel genannt wird, erinnert uns an die Unersättlichkeit so vieler h a b s ü c h t i g e r Menschen, die auch nie genug kriegen, im Gegenteil immer noch geiziger werden, je mehr Geld sie zusammenbringen; der Geiz wächst da mit

dem Besitz. Wie der Wolf keine andere Sorge hat als den Raub, so kennen solche Menschen oft keine andere Sorge als das Geld. Sehr vielen kommt es dann auch gar nicht darauf an, zu lügen und zu betrügen, zu wuchern, zu stehlen und zu rauben, wenn sie es ohne Strafe durchführen zu können glauben. Solche leben dahin wie ein unvernünftiger Wolf, der keine Rechenschaft abzulegen hat vor Gott. Es gibt sogar Leute, die das ungerechte Übervorteilen anderer, die das Wuchern und Schwindeln gar noch entschuldigen wollen, die sagen: „Jeder muß für sich selber sorgen“, „das ist der Kampf ums Dasein“, „mit der Ehrlichkeit findet man seine Rechnung nicht“ und dergl. Für sich selber sorgen muß man freilich, aber nicht nur für seinen mindern Teil, für den sterblichen Leib, sondern vor allem für den bessern, für die unsterbliche Seele. Denn „was nützet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte?“ „Der Kampf ums Dasein“ ist eine faule Ausrede eigennütziger, gemeiner Menschen. Man soll fleißig arbeiten und sparen und im übrigen zufrieden sein. Der göttliche Heiland sagt (Matth. 6, 31 ꝛc.): „Sorget also nicht ängstlich und saget nicht: „Was werden wir

essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden?" Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürfet. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden." Der Ehrliche, der Gerechte findet seine Rechnung im Himmel, der Ungerechte in der Hölle. Gott wird jedem vergelten nach seinen Werken (Röm. 2, 6).

3. Eine Gier rein geistiger Art, nicht so schändlich und nicht so gefährlich wie die leiblichen Begierden, aber dennoch ein wenig sündhafter Art ist die Neugier. Sehr viele verwechseln Neugier mit wissenschaftlichem Streben und halten die gemeinste Neugier für etwas Edles und „Gebildetes"; im Gegenteil aber ist die Neugier das Zeichen eines kleinlichen Geistes. Diese Untugend ist ungemein verbreitet und wird in unsern Tagen noch durch die moderne Zeitung-Leserei allgemein gefördert. Übertrieben viel Zeitunglesen ist unsinnig und schädlich in mancher Hinsicht. Die hl. Schrift sagt: „In unnützen Dingen forsche nicht viel nach und sei nicht vorwitzig". (Sir. 3, 24.)

4. Eine erlaubte Gier ist die Heilsbegierde. In allem andern muß der Mensch Maß halten, für die Liebe Gottes aber gibt es kein Maß. Der hl. Geist entflammt die Herzen seiner Gläubigen nicht, daß sie dem Unendlichen widerstehen sollen, sondern im Gegenteil sich fortreißen lassen auf der unberechenbaren überirdischen Bahn himmlischer Liebe und Seligkeit. Die „selige" Crescentia von Kaufbeuren hatte eine solche Begier nach dem Empfang des hl. Altarssakramentes, daß sie wegen der Heftigkeit des Verlangens krank wurde. Von den hl. Jungfrauen Gertrud und Theresia sagt das Brevier, daß sie mehr aus Liebe zu Gott als aus Krankheit gestorben seien. Sehr viele ausgezeichnete Heilige haben strenge Abtötungen geübt, zu denen sie nicht verpflichtet gewesen wären, z. B. der hl. Aloysius. Laue Christen und gedankenlose Leute nun sagen, das sei überspannt, und die Heiligen hätten das nicht thun sollen! Man solle schon beten, meinen sie, aber nicht gar so viel; zuviel sei ungesund in allen Stücken. Darauf ist zu sagen, daß die katholische Kirche solche Heilige darum nicht tadelt, im Gegenteil hoch preist. Der hl. Geist, der durch die Kirche spricht, ist doch klüger als der Geist irdischer Menschen. Wie soll auch einer in

der Liebe Gottes zuviel leisten können! Die größten Heiligen haben nicht zuviel geleistet, im Gegenteil zu wenig alle zusammen. Gott ist unendlich, seine Liebe und Barmherzigkeit ist so groß, daß die Menschen dieselbe nie vergelten könnten, und wenn die ganze Welt soviel betete und sich kasteite und gute Werke thäte, als sie fähig wäre. Wie wenig kann der Christ dafür leisten, daß er später nicht bloß auf fünfzig oder hundert Jahre oder tausend oder tausend Millionen Jahre, sondern auf ewig das Himmelreich besitzen soll! Übrigens darf man auch das Beten, Fasten, Almosengeben u. s. w. nicht nach Laune maßlos betreiben, sondern mit Besonnenheit und, wenn man zweifelt, nach dem Rate des Beichtvaters. Die wahre Gottesliebe zeigt sich weniger darin, was man thut, als vielmehr darin, wie man alles thut.

II.

Der Wolf ist gewaltthätig und verwegen.

1. „Gewalt geht vor Recht," sagt ein Spruch. Das ist leider recht oft der Fall. Darüber haben schon die Propheten im alten Testament bitter geklagt. Ezech. 22, 27: „Ihre Fürsten in ihrer

Mitte sind wie Beute raubende Wölfe, um Blut zu vergießen, Seelen zu verderben und gierig nach Gewinn zu haschen;" Soph. 3, 3: „Ihre Fürsten in ihrer Mitte sind wie brüllende Löwen, ihre Richter wie Wölfe des Abends, die nichts übrig lassen für den Morgen." Als einmal ein gallischer (französischer) König mir nichts, dir nichts Italien erobern wollte und gefragt wurde, woher er denn das Recht dazu habe, antwortete er: „Das Recht habe ich an der Spitze meines Schwertes." Dieser räuberische König wurde dann aber besiegt. — Gewaltthätig waren namentlich die heidnischen römischen Kaiser. Das sieht man unter anderm aus der Grausamkeit der Christenverfolgungen. Aber alle ihre Gewaltthätigkeiten und Verwegenheiten waren umsonst, sie konnten die Kirche Christi nicht zerstören.

Die Gewaltthätigkeit ist selten von Nutzen. „Allzu scharf macht schartig," sagt das Sprüchwort. Auch wenn man ganz sicher Recht hat, darf man doch nicht zu heftig auftreten, sondern immer besonnen und nachsichtig. Das verlangt die christliche Nächstenliebe und auch die Klugheit. „Friedlich und schiedlich," das ist christlich. Auch kommt es oft vor, daß man nicht im geringsten zweifelt, man habe Recht, und ist doch

nicht so; später kommt es heraus, daß man Unrecht gehabt hat. Wenn man dann recht barsch und rauh gewesen ist, muß man sich recht schämen. Ein alter Spruch aus dem Heidentum lautet: „Was du immer thust, thue klug und bedenke das Ende!" Das muß man besonders beherzigen, wenn man gegen andere, die einem Unrecht thun, auftreten will.

„Besser ist Unrecht leiden als Unrecht thun." Wenn man barsch und gewaltthätig ist, kann der Friede nicht gut bestehen. Das Christentum ist aber ein Reich des Friedens. Das hat schon der Prophet Isaias vorausgesagt. Er schreibt (Is. 11, 6): „Dann wohnet der Wolf bei dem Lamme, und der Pardel lagert sich zu den Böcklein;" und (Is. 65, 25): „Der Wolf und das Lamm sollen mit einander weiden." Das ist natürlich nicht wörtlich zu fassen. Nicht wirkliche Wölfe und Lämmer sind friedlich neben einander im Christentum, sondern Menschen, die von Natur aus ein rauhes, wildes Gemüt haben wie Wölfe, sind neben gutmütigen, harmlosen Menschen, ohne daß es gleich immer Händel und Mord und Totschlag gibt wie bei gleichen Umständen unter den Heiden. (Sieh auch Bär 2.)

2. Eine Hauptrolle spielen Gewalt und Verwegenheit im Krieg. Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben, so lange die Welt steht. Der Krieg ist nicht immer ungerecht, es gibt auch gerechte, oft ganz unvermeidliche Kriege. Der Krieg ist aber immer ein Unglück, und Gott hat schon manches Volk durch Kriege schwer gestraft, so im alten Testament die Juden. Darum spricht Gott bei Habakuk 1, 6 ꝛc.: „Ich erwecke die Chaldäer (Babylonier), ein grausames und schnelles Volk. . . . Schneller als Pardel sind seine Rosse, flinker als Wölfe des Abends." „Der Wolf des Abends wird sie verderben" (Jerem. 5, 6). Die Juden haben nämlich Gott gar nicht mehr gehorcht. Gott hat umsonst durch die Propheten gewarnt. Zuletzt ließ er die Juden in babylonische Gefangenschaft geraten.

3. Weil der Wolf das Sinnbild eines stürmischen Eroberers darstellt, so wird mit dem Wolfe sogar ein hl. Apostel verglichen, derjenige nämlich, welcher der größte Eroberer für die Kirche Jesu Christi geworden ist, der die meisten Heiden bekehrt hat (I. Kor. 15, 10). Das ist der hl. Apostel Paulus. Er stammte von Benjamin ab (Philipp. 3, 5), und von Benjamin hatte der alte Stammvater Jakob vor seinem

Tode geweissagt: „Ein räuberischer Wolf ist Benjamin, der morgens Beute frißt und abends Beute teilt" (I. Mos. 49, 27). Die denkbar beste Eroberung ist die, Seelen zu gewinnen für das Reich Gottes.

III.

Der Wolf ist gefährlich.

1. „Wie der Wolf sich nicht zum Lamme gesellt, also auch der Sünder nicht zum Gerechten," sagt das Buch Sirach 13, 21. Die Freundschaft des Schafes nämlich will der Wolf nicht, wohl aber sein Fleisch und sucht ihm deshalb bei Gelegenheit nahezukommen. Ebenso mögen gewissenlose Menschen die gutgesinnten durchaus nicht, suchen ihnen aber doch immer nahezukommen, nämlich zu ihrem eigenen Vorteil und zum Verderben der gutgesinnten. Dadurch sind schon viele brave, aber unbehutsame Menschen ins Unglück gekommen. Mancher Person ist es schon gegangen wie etwa dem Rotkäppchen im Märchen. Das Rotkäppchen war ein munteres Mädl, und das hatte einen gehorsamsten Diener, und dieser war der Wolf. Daran hatte das Rotkäppchen seine Freude, bis

einmal der Wolf das Mädl auffraß. „Trau, schau, wem!“

2. Die gefährlichsten Wölfe sind die Verführer, namentlich die Irrlehrer. Es ist dem Menschen besser, er wird gleich umgebracht als verführt, als um Glaube und Tugend gebracht. Darum sagt der göttliche Heiland (Matth. 10, 28): „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht töten können; sondern fürchtet vielmehr denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stürzen kann“. Irrlehrer gibt es in allen Jahrhunderten. Sogar schon zu Lebzeiten der Apostel hat es hochmütige, freche Menschen gegeben, die mehr haben verstehen wollen als der hl. Geist, der die Kirche regiert. Darum warnt vor ihnen (Apg. 20, 28 ꝛc.) der hl. Apostel Paulus in seiner Abschiedspredigt zu Milet die versammelte Geistlichkeit mit den Worten: „Habet Acht auf euch und auf die ganze Herde, in welcher euch der hl. Geist zu Bischöfen ernannt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die er mit seinem Blute sich erworben. Denn ich weiß, daß nach meiner Abreise reißende Wölfe unter euch kommen werden, die der Herde nicht schonen. Und aus euch selbst werden Männer aufstehen, die Verkehrtes

reden werden, um die Jünger zu sich wegzuziehen.“ Auch der göttliche Lehrmeister selbst vergleicht die Irrlehrer mit Wölfen, die in seine Herde, d. i. die Kirche, einbrechen wollen, wobei aber er, der gute Hirt, nicht flieht, sondern seine treue Herde schützt (Joh. 10, 11). Er ermahnt auch seine Jünger (Matth. 7, 15) mit allem Nachdruck zur Vorsicht: „Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind.“ Vergl. Matth. 10, 16, Luk. 10, 3.

3. Mit dem Wolfe abgebildet wird die hl. Jungfrau Radegunde, eine Dienstmagd, die auf dem Wege zur Krankenpflege an Aussätzigen von Wölfen angepackt und tötlich verwundet wurde. Sein Leben verlieren ist besser als Glaube und Tugend verlieren. Ob man nach Gottes unerforschlichem Ratschluß durch ein wildes Tier stirbt oder etwa durch den Stich einer giftigen Fliege oder durch eine Krankheit, darauf kommt es nicht an. Wenn der Tod nur ein seliger ist, wenn man nur in der heiligmachenden Gnade stirbt. Radegunde starb in heiliger Ergebenheit in den Willen Gottes, nachdem sie noch die hl. Sterbsakramente empfangen; sie starb heilig, wie sie gelebt hatte. Ein schneller, ge-

waltsamer Tod ist entsetzlich für den Sünder, nicht aber für den Gerechten. Denn „die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes“ (Weish. 3, 1), und „kostbar in den Augen des Herrn ist der Tod seiner Heiligen“ (Ps. 115, 6).

4. „Wer unter die Wölfe geraten ist, muß mit den Wölfen heulen.“ So lautet ein freilich mehr spaßhafter Spruch, der aber doch manchmal zur Entschuldigung dienen soll. Mit den Wölfen heulen, nämlich bei einer bösen Gesellschaft selber gleich mitmachen, um glatter wegzukommen, um, wie man sagt, keinen Spaß zu verderben, darf man nicht, wenigstens dann nie, wenn es sich um etwas wirklich Böses, um etwas Sündhaftes handelt. Man darf sein Christentum nach Umständen verbergen, z. B. unter lauter Heiden, aber niemals eigentlich verleugnen. Zu den Feinden Christi darf man sich auch nicht zum Schein stellen. Vom gekreuzigten Heiland weissagte der Psalmist (Ps. 21, 17): „Viele Hunde haben mich umrungen, die Rotte der Boshaften hat mich umlagert. Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und alle meine Gebeine gezählt.“ Zu diesen dürfen wir uns nicht stellen, sondern zur

heiligen Mutter Gottes und zum heiligen Johannes unter dem Kreuze. Die haben den rechten Standpunkt gehabt. Der hl. Apostel Paulus sagt ausdrücklich (Gal. 6, 14), er rühme sich in nichts als im Kreuze unseres Herrn Jesu Christi.

Wolke.

1. Die Wolke ist ein **Sinnbild des Geheimnisvollen**, nämlich wegen ihrer Dunkelheit und wegen ihrer unbestimmten, stets im Wechsel begriffenen Gestalt. Das wunderbarste und herrlichste Geheimnis in der Welt ist das allerheiligste Altarssakrament. In einem Gebete von P. Flucke heißt es: „O daß doch alle Geister dich erkennen, alle Herzen dich lieben, alle Lippen lobpreisend dich bekennen, alle Völker der Welt deine Majestät, die unter dieser Wolke des Brotes verhüllt ist, gläubig schauen und in tiefster Demut anbeten möchten!" Was ist das, die Wolke des Brotes? Das ist nichts anderes als die **Gestalt** des Brotes. (Was man unter den Gestalten des Brotes und Weines beim hl. Altarssakrament versteht, sagt der Katechismus.)

Warum nun heißt es in diesem Gebete so sonderbar „Wolke des Brotes“ statt Gestalt des Brotes? Antwort: das ist eine Anspielung auf das alte Testament, wo man im Tempel zu Jerusalem öfters eine wunderbare Wolke sehen konnte, wodurch Gott seine Gegenwart anzeigte. (III. Kön. 8, 10; II. Paral. 5, 13; Ezech. 10, 3.) „Der Herr hat gesagt, daß er wohnen wolle in der Wolke,“ heißt es im III. Buch der Könige 8, 12 (vergl. III. Mos. 16, 2). Im Tempel zu Jerusalem war der Sohn Gottes gegenwärtig bloß als Gott, im allerheiligsten Altarssakrament aber ist er gegenwärtig als Gott und als Mensch, wahrhaft, wirklich und wesentlich. Im alten Testament war er unsichtbar in einer Wolke, im neuen Testament ist er unsichtbar in den sakramentalen Gestalten von Brot und Wein.

2. Die Wolke ist ein Sinnbild des Erhabenen, weil sie nämlich frei über der Erde erhaben schwebt. Darum wird in den Psalmen das Gewölke „Wagen“ Gottes genannt (Ps. 103, 3); darum erschien beim Auszug der Juden aus Ägypten „die Herrlichkeit Gottes in einer Wolke“ (II. Mos. 13, 21 und 16, 10), ebenso später im Tempel zu Jerusalem (sieh

oben); darum spricht auch im neuen Testament Gott Vater bei der Verklärung Christi aus einer Wolke: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: diesen sollt ihr hören" (Matth. 17, 5; vergl. Dan. 7, 13), und darum wurde auch Jesus Christus, der Sohn Gottes, bei seiner Himmelfahrt von einer Wolke aufgenommen und wird derselbe am jüngsten Tag als Welt-Richter auf den Wolken des Himmels kommen zum Zeichen, daß er über alles Irdische erhaben ist (Matth. 24, 30 und 26, 64; Offenb. 1, 7 und 14, 15). Bei seiner ersten Ankunft, bei seiner hl. Menschwerdung erschien er nicht unter Begleitung von Wolken, weil diese Ankunft zunächst keine Erhöhung für ihn war, sondern eine Erniedrigung.

Sach-Register.

Die beigefügten Ziffern beziehen sich auf die Inhalts-Uebersicht oben Seite IX ff.

Berichtigung.

Seite 20 Z. 2 v. o. und Seite 21 Z. 7 v. o. lies: Tier statt: Thier.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Katechetische Handbibliothek. Praktische Hilfsbüchlein für alle Seelsorger. In Verbindung mit mehreren Katecheten herausgegeben von Fr. Walk, Pfarrer und Redakteur der „Katechetischen Blätter".

[Fortsetzung.]

18. **Die geistlichen Uebungen vor der ersten heiligen Kommunion.** Gedanken und Anmuthungen zum Gebrauche der Katecheten von Pfarrer A. Schanté. 2., vermehrte Aufl. Mit bischöflicher Approbation. Preis broch. 90 Pf., gebd. M. 1.20.

20. **Kreuzes-Pädagogik, heiligen Lippen abgelauscht.** Erwägungen für Katecheten, Lehrer und Lehrerinnen von Bruno. Mit bischöfl. Approbation. Preis broch. M. 1.60, in Ganzleinwand gebd. M. 1.90.

21. **Ueberbleibsel von der Mutter Tisch.** Dargeboten von Aloysius Stanislaus. Mit bischöfl. Approbation. Preis brosch. M. 1,—, gebd. M. 1,30.

22. **Krümlein von der Mutter Tisch.** Dargeboten von Aloysius Stanislaus. Mit bischöfl. Approbation. Preis brosch. M. 1,40, gebd. M. 1,70.

23. **Das übernatürliche Leben.** Katechetische Vorträge über die göttliche Gnade. Von Benedikt Nepefny. Mit Genehmigung des hochw. bischöfl. Ordinariates Passau. Preis broch. M. 1,80, gebd. M. 2,10.

24. **Kurzer, praktischer Brautunterricht.** Materialien und Winke insbesondere für jüngere Priester nebst einer populären Darstellung der hauptsächlichsten Ehehindernisse, sowie einer Skizze für das Examen der Brautleute von einem Seelsorgsgeistlichen. Mit bischöfl. Approbation. Preis brosch. 80 Pf., gebd. M. 1,10.

25. **Kurzer und leichtfaßlicher Beichtunterricht für Kinder.** (Abdruck aus den „Katechetischen Blättern".) 3. Auflage. Mit oberhirtl. Approb. 16 Seiten. Preis 15 Pf., 50 Ex. M. 6,50, 100 Ex. M. 12,—.

26. **Biblische Beispiele zur Gnaden- und Sakramenten-Lehre.** Von Joseph Michael Weber, Pfarrer. Preis broch. 50 Pf., gebd. 80 Pf.

27. u. 28. **Katechetischer Leitfaden für den biblischen Geschichtsunterricht,** bearbeitet von Johannes Siegel, Pfarrer und Religionslehrer in Weilburg. Erster Teil: Das Alte Testament. Preis broch. M. 1,80, gebd. M. 2,10. Zweiter Theil: Das Neue Testament. Preis broch. M. 1,80, gebd. M. 2,10. Erster und zweiter Theil zusammengebunden M. 4,—.

29. **Das katholische Kirchenjahr.** Ein Leitfaden für den Katecheten zur Einführung der Kinder in das Verständniß des katholischen Kirchenjahres. Von Eduard Kiel, Stadtpfarrcooperator bei St. Martin in Landshut. Mit bischöflicher Approbation. Preis broch. 60 Pf., gebd. 90 Pf.

30. **Erstbeichtunterricht für schwache Kinder.** Von Jos. Mich. Weber, Pfarrer. Mit bischöflicher Approbation. Preis broch. 20 Pf., gebd. 50 Pf.

31. **Natürliches und übernatürliches Leben.** Gleichnisse und Vergleiche für Predigt und Katechese von Joh. Fuchs, Pfarrer. Mit bischöflicher Approbation.

32. **Natur und Katechismus.** Eine populäre Symbolik für den religiösen Unterricht von Josef Michael Weber, Pfarrer. Mit bischöflicher Approbation.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.